



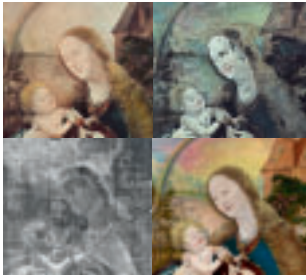
2 | 2013
42. Jahrgang

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE



Baden-Württemberg



Die Stuppacher Madonna wurde 2012 im Landesamt für Denkmalpflege restauriert. Die Collage zeigt verschiedene Zustände desselben Bildausschnittes. Li.o. vor der Restaurierung 1926 bis 1930. Re.o. eine UV-Fluoreszenzaufnahme macht vor der jüngsten Restaurierung Übermalungen und Retuschen sichtbar. Li.u. die Röntgenaufnahme zeigt aufgeleimte Fugensicherungen, Fehlstellen und Bleiweis enthaltende Farbaufträge. Re.u. nach der Restaurierung 2012. (Foto: li.o. Staatsgalerie Stuttgart; re.o.+u. Sacher, Fokus GmbH Leipzig; li.u. Prof. Schaible, Staatliche Akademie der Bildenden Künste Stuttgart)

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT
DER LANDESDENKMALPFLEGE

2/2013 42. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N. in Kooperation mit den Fachreferaten für Denkmalpflege in den Regierungspräsidien Freiburg, Karlsruhe, Tübingen, gefördert vom Ministerium für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg – Oberste Denkmalschutzbehörde.

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Abteilungspräsident Prof. Dr. Claus Wolf
Schriftleitung: Dr. Irene Plein
Stellvertretende Schriftleitung: Grit Koltermann

Redaktionsausschuss:
Dr. Claudia Baer-Schneider,
Dr. Jörg Bofinger, Dr. Dieter Büchner,
Dr. Dörthe Jakobs, Dr. Bertram Jenisch,
Dr. Clemens Kieser, Dr. Claudia Mohn,
Dr. Karsten Preßler, Dr. Anne-Christin Schöne, Dr. Elisabeth Stephan
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart

Lektorat: André Wais / Tina Steinhilber
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner, Rainer Maucher
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,
Nicolaus-Otto-Straße 14,
89079 Ulm-Donautal
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 25 000

Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.

Inhalt

- 61 Editorial
- 62 Grünewalds Ikone im Landesamt für Denkmalpflege
Die Restaurierung der „Stuppacher Madonna“
Andreas Menrad
- 69 Die „Stuppacher Madonna“ im Licht der restauratorischen Untersuchungen
Zu Bestand, Schadensbildern, Konservierungs- und Restaurierungsmaßnahmen
Ursula Fuhrer/Annette Kollmann
- 75 Gottesdienst im Baukasten
Kirchen aus Fertigteilen in der Diözese Rottenburg-Stuttgart
Ulrike Plate
- 82 Der Heidengraben
„Ein geheimnisvolles Befestigungswerk aus uralter Zeit“
Dorothee Ade/Gerd Stegmaier/Andreas Willmy
- 88 Eine ikonografische Rarität
Die Maria-Joseph-Doppelfigur in Lauterstein-Weißenstein
Karsten Preßler
- 95 Eine lange Leidenszeit geht zu Ende
Das Alte Hallenbad in Heidelberg – und was davon übrig blieb
Claudia Baer-Schneider
- 102 „... sondern man muss auch auf ihre Erhaltung sinnen ...“
Zum Beginn der didaktischen Präsentation von archäologischen Ausgrabungen in Südwestdeutschland
Martin Luik
- 108 Denkmalpflege und Windenergie
Kulturdenkmale und landschaftliche Integrität
Erik Roth/Martin Hahn
- 115 Ein neusachlicher Werkbundbau zwischen Traditionalismus und Expressionismus
Das Schwenninger Rathaus von Hans Herkommer
Folkhard Cremer
- 121 Denkmalporträt
Hoch hinaus, der alten Stadt entgegen
Der Verwaltungsbau des Badenwerks in Karlsruhe
Clemens Kieser
- 123 Ortstermin
Das „neue alte Theater“ in Heidelberg
Neubau und historischer Bestand
Claudia Baer-Schneider
- 125 Rezension
- 125 Mitteilungen
- 131 Neuerscheinung
- 131 Personalien

Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
Konto 7 495 530 102 (BLZ 600 501 01).
Verwendungszweck:
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bei. Sie ist auch kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.

Editorial

Für das aktuelle Editorial habe ich als Aufhänger einen Absatz aus dem Artikel „Denkmalpflege und Windenergie. Kulturdenkmale und landschaftliche Integrität“ von Erik Roth und Martin Hahn gewählt (S. 108): „Überall im Land beschäftigen sich derzeit Planer und Kommunen mit der Umsetzung der Energiewende. Für Regional- und Flächennutzungspläne suchen sie geeignete Bereiche für die Gewinnung erneuerbarer Energien. Doch Windenergieanlagen können auch Folgen für Kulturdenkmale haben.“

Mit dieser Aussage befinden wir uns mitten in einem der wichtigsten derzeitigen Arbeitsfelder der Denkmalpflege, nämlich der Frage, welche Auswirkungen die von der Bundesregierung nach der Reaktorkatastrophe von Fukushima im Jahre 2011 beschlossene Energiewende auf die Denkmale in unserem Land hat. Mit dieser Energiewende ist nicht nur eine nachhaltige Energieversorgung in den Bereichen Strom, Wärme und Mobilität mit erneuerbaren Energien wie Windenergie, Biomasse, Wasserkraft, Sonnenenergie und Geothermie gemeint; parallel dazu müssen auch eine Verbesserung der Energieeffizienz und Energiesparmaßnahmen für eine zügige Umsetzung angestrebt werden. Von diesem gesamten Maßnahmenkatalog sind sowohl die Bau- und Kunst-, als auch die Bodendenkmalpflege betroffen. Dies gilt natürlich insbesondere für unser Bundesland mit seiner grün-roten Landesregierung, für die dieses Thema ein besonderer Schwerpunkt dieser Legislaturperiode ist, was allein durch einige wenige Zahlen aus dem Bereich der Windenergie eindrucksvoll veranschaulicht werden kann. Bisher beträgt der Anteil der Windenergie etwa 1 % an der gesamten erzeugten Strommenge, bis zum Jahr 2020 sollen es etwa 10 % sein. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen bis zum Ende des Jahrzehnts noch circa 1000 neue Windkraftanlagen erstellt werden. Schon diese nackten Zahlen machen deutlich, welche Herausforderungen in den nächsten Jahren auf die Denkmalpflege des Landes Baden-Württemberg zukommen.

In Baden-Württemberg haben sich die Kolleginnen und Kollegen intensiv mit diesem Themenkomplex auseinandergesetzt. Bereits im Jahr 2008 wurde ein Leitfaden zum Thema „Photovoltaik und Denkmalpflege“ erstellt, und 2010 veröffentlichte das damalige Wirtschaftsministerium als Oberste Denkmalschutzbehörde eine Broschüre mit dem Titel „Kulturdenkmale sanieren – Energie sparen“,

an der die gesamte Landesdenkmalpflege maßgeblich beteiligt war.

Neben diesen praktischen Ratgebern betreiben wir auf diesem Gebiet aber auch ganz bewusst Grundlagenforschung. Dank den von der Obersten Denkmalschutzbehörde zur Verfügung gestellten Mitteln konnten Gutachten zur Energieeffizienz an Nachkriegsschulbauten angefertigt werden, zum Beispiel die Bestandserfassung und Möglichkeiten der Verbesserung von Metallfenstern am Eberhard-Ludwig-Gymnasium in Stuttgart oder des Betons am Deutenberg Gymnasium in Villingen-Schwenningen. Besonders hervorzuheben ist die Beteiligung des Landesamts für Denkmalpflege an den Fortbildungskursen der Architektenkammer Baden-Württemberg zur Qualifizierung von sachverständigen „Energieberatern für Baudenkmale und sonstige besonders erhaltenswerte Bausubstanz“. Erst vor wenigen Tagen fand im Landesamt in Esslingen ein Arbeitsgespräch zum Thema „Baudenkmale energieeffizient erhalten“ statt, bei dem wegen großer Nachfrage nicht alle Interessenten teilnehmen konnten.

Doch nicht nur in Baden-Württemberg, sondern in der gesamten Bundesrepublik haben sich die Denkmalpfleger den neuen Aufgaben von Anfang an gestellt. So sind diese Fragestellungen in das von der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland herausgegebene Leitbild „Denkmalpflege. Zur Standortbestimmung der Denkmalpflege in Deutschland“ bereits integriert, und eine eigene Broschüre desselben Verbandes mit dem Titel „Maßgeschneidert“ befasst sich mit der energetischen Ertüchtigung von Baudenkmalen. Vor wenigen Monaten erschien ein kleines Büchlein zu „Solarenergie und Denkmalpflege“ vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege.

Es gibt also schon heute einen ganzen Strauß von Aktivitäten, die sich mit dem Aufgabenfeld „Energiewende“ beschäftigen. In diesem Sinne ist der eingangs zitierte Artikel lediglich Auftakt einer losen Reihe von spezifischen Beiträgen im Nachrichtenblatt, die sich mit diesem Thema befassen werden.

Denkmalpflege und Denkmalschutz sind Nachhaltigkeit in bestem Sinne!

Prof. Dr. Claus Wolf

Abteilungspräsident

des Landesamtes für Denkmalpflege



Grünewalds Ikone im Landesamt für Denkmalpflege

Die Restaurierung der „Stuppacher Madonna“

Im vergangenen Jahr wurde das berühmte Holztafelgemälde nach umfangreichen Untersuchungen im Landesamt für Denkmalpflege konserviert und restauriert. Spezialisten verschiedener Fachrichtungen unterstützten die Maßnahmen, die in den klima- und sicherheitstechnisch optimal ausgerüsteten Restaurierungsateliers der Bau- und Kunstdenkmalpflege ausgeführt wurden. In den folgenden Beiträgen [vgl. auch Ursula Fuhrer/Annette Kollmann: Die „Stuppacher Madonna“ im Licht der restauratorischen Untersuchungen] werden Meister, Gemälde und Ergebnisse vorgestellt.

Andreas Menrad

15 Monate mussten die Stuppacher auf ihre Madonna verzichten: Von September 2011 bis Januar 2012 war sie in der Dresdner Gemäldegalerie Alte Meister in der Ausstellung „Himmlischer Glanz“ zwischen den Madonnen Raffaels, Correggios, Dürers und Cranachs zu sehen (Abb. 1), anschließend kam sie zur Restaurierung in die Ateliers des Landesamtes für Denkmalpflege nach Esslingen. Um Transportschäden zu vermeiden wurde bereits vor dem mit höchstem Sicherheitsstandard ausgeführten Spezialtransport eine Festigung potenziell gefährdeter Bereiche vorgenommen. So konnte sich die Stuppacher Madonna in Dresden dank ihrer herausragenden Qualität und Ausstrahlung unter ihresgleichen behaupten. Ohne die durch den Papstbesuch initiierte Ausstellung wäre es wohl kaum so schnell zu einer um-

1 Hängung der Stuppacher Madonna in der Ausstellung „Himmlischer Glanz“ in Dresden. Links Raffaels „Madonna di Foligno“.



fassenden Untersuchung, Konservierung und Restaurierung gekommen, und zwar einschließlich der klima- und sicherheitstechnischen Ertüchtigung der gesamten Kapelle, welche die Nachhaltigkeit der Maßnahmen für die kommenden Jahrzehnte gewährleistet.

Seit Ende November 2012 hat sich die Madonna wieder zu Hause in Stuppach eingerichtet, wo sie sich zunächst an einige Neuerungen gewöhnen musste. Seit 1931 steht sie dort in der durch Neues Bauen und Expressionismus geprägten Kapelle, die während der großen Restaurierung der Madonna in der Staatsgalerie Stuttgart an die Kirchensüdseite angebaut worden war; der ganze Raum zeigt sich jetzt frisch gestrichen (Abb. 2). Zudem präsentiert sie sich nun hinter Spezialglas, was dank der sorgsam eingerichteten neuen LED-Beleuchtung nur aus nächster Nähe zu bemerken ist. Im Unterschied zu früher ist die Raumluft jetzt auf 60 Prozent relativer Feuchte konditioniert, wodurch das Klima hinter der Verglasung annähernd konstant bleibt (Abb. 3). Dazu trägt auch der Ausbau der den Eingangsbereich abtrennenden Glaswand zur Klimaschleuse bei.

Die Madonna selbst zeigt sich aber keinesfalls „in neuem Glanz“, wie die Standardfloskel für restaurierte Kunstwerke lautet: Im Vergleich zum Vorzustand erscheinen die typisch Grünewald'schen kräftigen Farben um Nuancen gedämpfter und weicher, ihre Valeurs differenzierter und stofflicher. Die Darstellung hat deutlich an Ruhe und Konzentration gewonnen: Ein Besuch in Stuppach lohnt mehr denn je.

Was der Madonna zu diesem Erscheinungsbild verholfen hat, ist, verkürzt gesagt, umfangreiches



Überretuschieren nachgedunkelter Altretuschen, zudem der Verzicht auf ein Firnissen der Malerei nach Abnahme eines neuzeitlichen Überzugs – ermöglicht durch den gläsernen Schutz.

Die Entwicklung dieses Restaurierungskonzeptes mit den obligatorischen Maßnahmen zur Substanzsicherung soll weiter unten erläutert werden.

Grünewald, das schwer fassbare Genie

Der „Maler Mathis“ stand zu Lebzeiten, wie unter anderem durch Melanchthon belegt, gleichrangig neben Dürer und Cranach. Der Künstler und Kunsthistoriker Joachim von Sandrart, der ihn 1675 mit seinen Künstlerbiografien unter dem Namen Grünewald bekannt machte, wusste noch um dessen einstige Bedeutung und beklagte die Dürftigkeit der Quellen. Viele seiner Werke seien im 30-jährigen Krieg untergegangen, wie die um 1520 entstandenen Altäre im Mainzer Dom, die er noch im Einzelnen beschreiben konnte. Er nannte auch die heute in Karlsruhe und Frankfurt verwahrten Grisaille-Standflügel, die Grünewald 1509 bis 1511 dem Dürer'schen Helleraltar in Frankfurt hinzugefügt hatte, weiterhin „... noch ein Altar-Blat in Eysenach“ mit „... S. Antonio, worinnen die Gespenter ... gar artig aus gebildet seyn sollen“. Somit wurde der Name Grünewald durch Sandrart mit dem hier eindeutig gemeinten Isenheimer Altar (1512–1515, heute im Colmarer Unterlinden-

museum) verknüpft, der im Gegensatz zu seinem Schöpfer nie ganz in Vergessenheit geriet. Sandrart brachte jedoch zwei Grünewalds ins Spiel, was mehreren Versionen des Lebenslaufs Vorschub leistete. Mittlerweile ist durch zahlreiche quellenbezogene kunsthistorische Abhandlungen erforscht, was früher in Frage gestellt wurde, so etwa, dass Grünewald mit Mathis Nithart beziehungsweise Gothart Nithart identisch ist. Bei diesem Doppelnamen kam dem teuflisch anmutenden Familiennamen „Nithart“ – zum Ausgleich vielleicht selbst gewählt? – der „Gothart“ hinzu. Nur vier Monogramme gibt es: Sie lauten „MG“ oder „MGN“, so zum Beispiel in Aschaffenburg auf dem dort noch befindlichen originalen Ädikularahmen, der die Stuppacher Madonna einst umgab (s. Abb. S. 62 links oben). Inzwischen werden Grünewald etwa 40 Zeichnungen und 23 Tafelbilder zugeschrieben. Auch „Mathiß Niethart Maler von Wurtzburgk“ benannt, dürfte er daselbst um 1480 geboren sein. Als gesicherte Stationen seines Schaffens gelten Nürnberg, Frankfurt am Main, das Elsass, Aschaffenburg, Mainz, nicht dagegen Aufenthalte in Italien, die künstlerischer Parallelen wegen auch schon vorausgesetzt wurden. 1528 verstarb er in Halle. Mathis' jahrelanger Hofdienst für die Mainzer Erzbischöfe ist nicht nur als Maler, sondern auch als „Wasserkunstmacher“ und Bauinspektor beurkundet – solche Kompetenzanhäufungen waren damals nicht selten. Belegt ist auch sein Fabrizieren und Verkaufen von Farben und Seifen in den späten Jahren.

Entstehung und Provenienz der „Stuppacher Madonna“ als „Maria-Schnee“

Die Pfarrakten von Stuppach vermerken noch kurz nach 1812, dem Jahr des Madonnenerwerbs durch Pfarrer Blumhofer für seine Pfarrkirche, dass es „... ein Gemälde von Rubens sein soll“.

Mitte des 19. Jahrhunderts entdeckten Kunsthistoriker, allen voran Jacob Burckhardt, Grünewald und seine Werke wieder. Diesen zuerst zugeord-

2 Die restaurierte Stuppacher Madonna im Kapellenanbau der Pfarrkirche Mariä Krönung in Stuppach.

3 Klimakurven am Bild und in der Umgebung, über Internet kontrollierbar (Dunkelblau: relative Luftfeuchte zwischen Gemälde und Verglasung).





4 Ehemals rechter Flügel des Triptychons mit Darstellung des „Schneewunders“ (Legende der Gründung von Santa Maria Maggiore in Rom 358).

5 Maria-Schnee-Retabel von 1428 bis 1431, von Masolino da Panicale (ca. 1383–ca. 1440), ehemals Rom, Santa Maria Maggiore, heute in der Galleria Nazionale di Capodimonte, Neapel (114 cm x 76 cm).

net wurde die Stuppacher Madonna, soweit bekannt, um 1880 vom Ulmer Maler-Restaurator Friedrich Dirr. Der Grünewaldexperte Heinrich Alfred Schmid wollte 1897 bei seinem Besuch in Stuppach, wohl angesichts des damaligen stark übermalten Zustands, noch keine Zuschreibung vornehmen. Nachdem 1907 der mit einer Restaurierung beauftragte Frankfurter Kunstmaler Ettle die Vermutung Dirrs bekräftigt hatte, erfuhr diese schließlich 1908 ihre wissenschaftliche Bestätigung in einer Fachzeitschrift durch Konrad Lange, den Gründer des Tübinger Instituts für Kunstgeschichte und ab 1901 Inspektor beziehungsweise Leiter der Stuttgarter Gemäldegalerie. Als Erster die Herkunft der Madonna aus Aschaffenburg sowie ihren Stiftungszusammenhang belegte wiederum Schmid im Jahr 1911. Viele seiner Beobachtungen, so die zu Veränderungen am Retabel, haben sich als zutreffend erwiesen, wie vor allem Hanns Hubach in seiner Dissertation von 1996 umfassend aufzeigte.

Das Ensemble war vom Aschaffener Stifts-

kanoniker beziehungsweise Chorherrn Heinrich Reitzmann beauftragt worden, und zwar im Rahmen einer frommen Stiftung zur Einführung des Maria-Schnee-Festes in der Stiftskirche St. Peter und Alexander. Dieses Dedikationsfest ist in Rom bereits seit dem 7. Jahrhundert der Weihe von Santa Maria Maggiore im Jahre 432 gewidmet. Der Legende nach hatten im Jahre 358 ein Patriarch und Papst Liberius gleichzeitig von einem wunderbaren Schneefall geträumt, der sich dann im August auf dem Esquillin ereignete und zur Gründung der Basilika führte (Abb. 4). Reitzmanns Verhältnis zum Schneefest geht wohl auf seinen Aufenthalt 1494/95 in der römischen Patriarchalbasilika zurück, deren 1428 bis 1431 von Masolino geschaffenes Maria-Schnee-Retabel (Abb. 5) er zumindest gesehen haben muss, wie wohl auch andere themengleiche italienische Bildwerke. Seine Testamente, dem damaligen Usus entsprechend jährlich neu verfasst, belegen seit 1506 den planmäßigen Ausbau seines Maria-Schnee-Projekts: So verfügte er 1513 die Ausführung eines Maria-

Schnee-Retabels, nachdem er zuvor bereits Prozessionen, gedruckte Stundengebete (Offizien) usw. zum Wohle seiner Memoria für das Schneefest initiiert und auch finanziert hatte.

Grünewald, seit 1505 als Mainzer Hofbeamter in Aschaffenburg nachweisbar, arbeitete jedoch mindestens bis Ende 1515 am Isenheimer Altar und dann wohl gleich anschließend an der Stuppacher Madonna. Nicht zuletzt deshalb sind deren Ähnlichkeiten zum Isenheimer Menschwerdungsbild, der Maria mit dem Kinde, nicht verwunderlich (Abb. 6).

Das Bild erhielt einen vergoldeten Ädikularahmen im Stil reiner Frührenaissance mitteldeutscher Prägung, sicherlich im Einklang mit Reitzmanns an Italien geschulten Vorstellungen. Auf der Stirnseite des Segmentgiebels und auf dessen Bogenaufsatz wird in Inschriften von der „Maria Schnee“ Fürbitte für die leidenden Menschen erheischt, ebenso, aus einem Marienhymnus zitiert, Schutz vor dem Teufel.

Dass die Madonna 1517 fertiggestellt war, legt Reitzmanns damalige testamentarische Eintragung nahe. Diese beauftragt bereits eine weitere Tafel an Mathis den Maler („... magistrum Matheum pintorem“), explizit zur Darstellung des Schneefestes. Das (erweiterte) Retabel sei dann in der (um 1516 an die Stiftskirche angefügten) Schantz'schen Kapelle aufzustellen. Zur dritten Tafel, dem für ein Triptychon unverzichtbaren linksseitigen Pendant, finden sich leider auch von ihm keinerlei Anhaltspunkte – es könnte ihn als Stifter, vielleicht mit denjenigen der Kapelle, gezeigt haben. Dass das Retabel zunächst nicht für die Kapelle vorgesehen war, beweist die nachträgliche „Tieferlegung“ des Segmentgiebels wegen der dort zu geringen Deckenhöhe. Die Inschrift auf der Stirnseite des Sockels weist neben dem Grünewald'schen Monogramm die Stifter aus und bezeichnet mit dem Datum 1519 die Fertigstellung des Ensembles. Die zu diesem Datum ergangene päpstliche Ablassbulle erwähnt, dass die Malerei von einem der berühmtesten Künstler erschaffen wurde (leider ohne dessen Nennung).

Der Retabelrahmen befindet sich heute noch in der Kapelle der Aschaffener Stiftskirche, er umgibt heute eine Kopie der Madonna (Abb. 7). Hergestellt hat diese bis 1947 Christian Schad, der namhafte Vertreter der Neuen Sachlichkeit. Kriegsbedingt 1942 nach Aschaffenburg gekommen, war er mit seiner realistischen, lasurhaft aufgebauten Malweise geradezu prädestiniert für diese Aufgabe.

Der rechte Schneewunder-Flügel wurde 1828 nach München verkauft und kam zu Beginn des 20. Jahrhundert ins Freiburger Augustinermuseum. Wie die Stuppacher Madonna war er erst kurz zuvor als Grünewald'sches Werk erkannt wor-

den (vgl. Abb. 4). Während die Stuppacher Madonna nur diskrete Hinweise zum Stiftungszusammenhang mit der Gründungslegende von Santa Maria Maggiore liefert, zeigt die Freiburger Tafel diese simultan in allen Einzelheiten.

1530, bereits nach Reitzmanns Tod, wurden beide Flügel, zuvor Standflügel, zu Drehflügeln umgebaut. Deren Rückseiten wurden als geschlossene Werktagsseite mit einer Anbetung der Könige bemalt; der Maler ist nicht gesichert. Dieser fertigte auch zwei Tafeln mit Heiligenfiguren an, die hinter dem Altar beidseits an dem vom Gewölbe bogenförmig begrenzten Wandfeld angebracht wurden. Im 17. Jahrhundert wurde die Madonna gegen eine zweitverwendete Anbetung der Könige, 1577 von Isaac Kienig gemalt, ausgetauscht, wodurch die Werktagsseite überflüssig wurde.

Wann die Madonna in das Schloss des Deutschen Ordens nach Mergentheim kam, ist nicht belegt, jedoch waren die Beziehungen zwischen dem dort ansässigen Hochmeister und der Erzdiözese Mainz mit ihrem Verwaltungssitz Aschaffenburg vielfäl-

6 Isenheimer Altar, Menschwerdungsbild (Maria mit dem Kinde), Museum Unterlinden, Colmar.



7 Standort des Grünewald-Triptychons ab ca. 1518 in der Kapelle der Gebrüder Schantz (Anbau an die Stiftskirche Aschaffenburg) mit der Kopie von Christian Schad (1945–1947).



tig. Die Gelegenheit zum Erwerb der Madonna für Stuppach bot sich dann nach der teilweisen Auflösung des Ordens 1809.

Zum Bildinhalt

Im Bild wird ein komplexes theologisches Programm in einem genau durchdachten Bildaufbau ausgebreitet. Dieses kann hier nur skizziert werden, Literatur zur Madonna und zu Grünewald ist im Anhang aufgeführt.

Das Gemälde steht sowohl in einer Linie mit Martin Schongauers Madonna im Rosenhag, die Grünewald im Elsass sicherlich studiert hat, als auch in der Tradition der Madonna im hortus conclusus. Dieser verschlossene Garten mit dem versiegelten Brunnen, hier als die steinerne Einfassung eines Bassins dargestellt, nimmt die ganze untere Bildhälfte ein. Dieses Motiv aus dem so genannten Hohelied Salomonis ist eine typologische Metapher für Maria als jungfräuliche Braut Christi, hier als Himmelskönigin reich gekleidet.

Die mystische Hochzeit hat auch in Santa Maria Maggiore eine große liturgische Bedeutung. Zumindest ein Attribut der Madonna verdeutlicht ei-

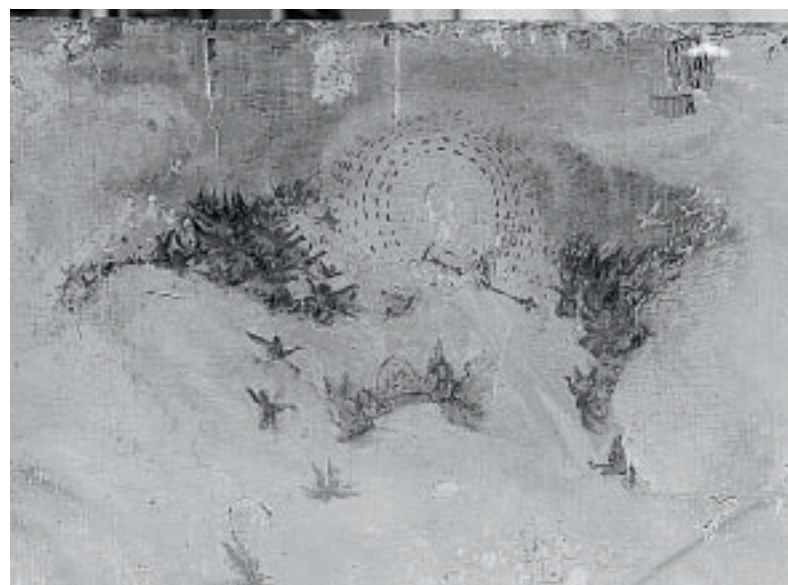
nen persönlichen Bezug des Auftraggebers zur „Maria Schnee“, wie Hanns Hubach aufgezeigt hat: Der fein gewebte Byssus-Schleier wird in Santa Maria Maggiore als bedeutende Marienreliquie aufbewahrt, die Reitzmann sicherlich gekannt hat. Ebenfalls auf das Hohelied gehen die zahlreichen Pflanzen zurück, die im Bild als Mariensymbole und insbesondere Heilpflanzen erscheinen. Kreuzformen im Zaun weisen auf die bevorstehende Passion Christi hin, doch werden sie überragt von den Lebensbäumen Olive und Feige.

Auf die auch beim Isenheimer Altar evidenten Visionen der Birgitta von Schweden könnten neben dem die Sphären verbindenden Regenbogen auch die Bienenkörbe zurückgehen. Solche verwendet Birgitta als Metapher für die Gottesmutter Maria, in der die „göttliche Biene“ Jesus aufwuchs. Streng abgegrenzt beginnt dahinter die Sphäre der Menschen: Links ihre weltlichen Behausungen, rechts eine große Kathedrale als ihr geistliches Zentrum. Dass deren Umriss demjenigen der Madonna gleicht, könnte auf Maria als Symbol der Urkirche zurückweisen.

Typologische Bezüge (zwischen alt- und neutestamentlichen Elementen) sind weit verbreitet in der christlichen Kunst. So ist das nackte Jesuskind zugleich der neue Adam mit Maria als neuer Eva, wobei jetzt die Überreichung der Frucht des Lebens den Sündenfall mit dem Apfel heilt. Spekulativ ist die Art der Frucht – ein zunächst zugehöriges Feigenblatt verwarf Grünewald wieder [vgl. nachfolgender Beitrag von U. Fuhrer/A. Kollmann, Abb. 3]: Wollte er nur die Konzentration auf die gestikulierenden Hände steigern oder sollte aus der Feige am Ende ein Granatapfel werden? Nicht eindeutig zu klären war auch, ob der äußere Regenbogen ursprünglich so wie heute nur schwach sichtbar war und dann den verblassenden Alten Bund zugunsten des Neuen symbolisieren dürfte, oder ob er einst von Grünewald wieder komplett übermalt wurde. Möglich ist einerseits, dass der Bogen erst durch Alterung oder spätere Dünnung der darauf liegenden originalen Farbschicht wieder zum Vorschein kam, andererseits auch, dass diese ihn von je her lasurhaft hindurchscheinen ließ –

8 Ausschnitt aus einer Großformat-Farbauszugsaufnahme wohl von 1926, Zustand vor der unmittelbaren anschließenden Restaurierung. Gloriele mit Christusdarstellung. Mehrere Malschichtausbrüche und Beschädigungen sind sichtbar.

9 Ausschnitt aus einer Großformataufnahme von der Restaurierung 1926 bis 1930: Gloriele nach Abnahme aller früheren Kittungen und Übermalungen sowie der Christusdarstellung.



solcherart maltechnische Effekte sind verschiedentlich zu beobachten.

Die Gottvaterfigur in der Gloriole links oben (Abb. 10) wurde erst bei der Restaurierung 1926 bis 1930 in Anlehnung an diejenige des Isenheimer Menschwerdungsbildes aufgemalt, nachdem zuvor eine wohl ebenfalls nicht mehr originale, aber authentische Christusdarstellung (Abb. 8) entfernt worden war (Abb. 9). Damit wäre heute nach Hubach die Ikonografie einer wichtigen Bedeutungsebene gestört: Das Zepter zeigt nicht zufällig schräg nach rechts unten auf die Madonna am Querhaus der Kathedrale, welches den gebildeten Zeitgenossen auch durch Holzschnitte als dasjenige mit dem Gerichtsportal auf der Südseite des Straßburger Münsters bekannt war, auch wenn Grünewald die Fassade leicht aktualisierte (mit Radfenstern, die nicht den originalen Maßwerken, sondern dem Mainzer Wappen ähneln). Daraus ergibt sich ein deutlicher Verweis auf das Jüngste Gericht – und in diesem müsste Christus als Weltenrichter abgebildet sein.

Auch vor diesem Hintergrund wird sinnfällig, was diese Stiftung für das Seelenheil bereits mit ihren Inschriften auf dem Retabel ersucht: die Fürbitte um die Menschen durch die als Himmelskönigin und Braut Christi glorifizierte Maria.

Zur Entwicklung des Restaurierungskonzepts

Jeglichem Eingriff, ob konservierend zum Substanzerhalt notwendig oder darüber hinaus restaurierend als dem Erscheinungsbild zuträglich Maßnahme, muss eine Untersuchung des Bestands in allen seinen Teilen und deren jeweiligen Zuständen vorausgehen, damit alle Konsequenzen auf lange Sicht hin abschätzbar werden.

Neben den zahlreichen schriftlichen Quellen, unter anderem solchen zum Pfarrarchiv, waren die über 50 großformatigen Glasnegative von enormem Wert, die Professor Tettenborn während seiner Restaurierung von 1926 bis 1930 in der Staatsgalerie Stuttgart anfertigen ließ, darunter auch fotohistorisch bedeutende Farbauszüge (Abb. 8). Bereits 1999 war eine Diplomarbeit über die Madonna verfasst worden, als diese anlässlich einer Kapellenrenovierung in der Staatsgalerie Stuttgart restauratorisch behandelt und ausgestellt worden war. Hilfreich war zudem, dass derzeit sowohl der Isenheimer Altar als auch Grünewalds Kreuztragung in der Karlsruher Kunsthalle restauriert werden. Somit konnten bei der jüngsten Restaurierung im Landesamt für Denkmalpflege mit den in Karlsruhe zuständigen Kollegen die jeweils gewonnenen detaillierten Erkenntnisse zu Maltechnik und Bildaufbau diskutiert werden. Maßgeblich vertieft ließ sich der Wissensstand jetzt durch mikro- und makroskopische Untersu-



chungen gemeinsam mit verschiedenen naturwissenschaftlichen Verfahren, die der Erfassung der einzelnen Bildschichten, der Differenzierung der Ergänzungen und der Materialidentifikation dienen. Handlungsbedarf ergab sich zunächst durch die Vielzahl weitgehend kleinerer Hohlstellen in der Malschicht, die sich zumal in den Bereichen befanden, die bereits 1926 schadhaft angetroffen und niedergelegt wurden. Zu konstatieren war, dass sich die damaligen Konservierungsmaßnahmen einschließlich derjenigen zur Stabilisierung des Bildträgers nach nunmehr insgesamt 80 Jahren kaum negativ ausgewirkt haben und immer noch wirksam sind. Die nachweisbar anhaltende, klimatisch bedingte Schrumpfung der Tafel in der Zwischenzeit hatte jedoch weitere Hohlstellen hervorgerufen. Das Einbringen von Festigungsmitteln war zunächst nicht möglich, da ein neuzeitlicher, stark glänzender Überzug die Zugänge im Craquelé versiegelte. Für die hierzu erforderliche Firnisabnahme war, neben einer für die Substanz unschädlichen Technologie, zunächst deren ästhetische Auswirkung auf alle Bildbereiche zu ermitteln, um nicht durch Verstärkung der Kontraste Gefahr des „Auseinanderfallens“ des Gemäldes zu laufen. Die im Landesamt in Testreihen entwickelten Probefelder erbrachten eine Aufhellung durch die Entfernung der unter dem Firnis liegenden Schmutzschicht [vgl. nachfolgender Beitrag von U. Fuhrer/A. Kollmann, Abb. 13], zudem den Erhalt des älteren dün-

10 Angetroffener Zustand vor der jetzigen Restaurierung 2012. Gloriole mit der Gottvater-Darstellung, hinzugefügt bei der Restaurierung 1926 bis 1930.

11 Endzustand nach der Restaurierung 2012.



12 Staatssekretär Ingo Rust bei der Besichtigung der Stuppacher Madonna im Landesamt für Denkmalpflege mit Andreas Menrad, Fachgebietsleiter Restaurierung.

nen Firnisses der Tettenborn'schen Restaurierung von 1926 bis 1930.

Darüber hinaus entschärfte die Firnisabnahme ein erhebliches ästhetisches Problem: Die umfangreichen, völlig geglätteten Kittungen Tettenborns hatten sich in der gealterten, craquellierten und schollig aufgewölbten Originalmalerei durch Lichtreflexe des glänzenden Firnisses extrem abgezeichnet – nach dessen Abnahme waren sie weit weniger auffällig.

Der folgerichtige Verzicht auf einen neuen Überzug war wiederum nur durch die Verglasung zu vertreten, welche die nun mehr oder weniger offen liegende Malschicht vor neuer Verschmutzung schützt. Zur Erneuerung der Kittungen oder deren Modellierung zur Strukturangleichung bestand somit kein Anlass mehr, zumal Analysen die materialtechnische Unbedenklichkeit der Kittungen für den Altbestand als auch ihre intakte Stabilität erwiesen hatten. Ihre ausreichende Elastizität wiederum zeigten durch den Schrumpfungsdruk der Tafel entstandene, wurmartige Aufstauhungen vieler Kittungsränder an den Grenzen zur Originalmalschicht, die nie das Original, sondern stets die Kittungen beschädigt hatten [vgl. nachfolgender Beitrag von U. Fuhrer/A. Kollmann, Abb. 10].

Erheblichen Mehraufwand vermeidend, konnte so auch der restaurierungsgeschichtlich bemerkenswerte Duktus der Tettenborn'schen Restaurierung erhalten werden. Dessen Intension geht aus den Protokollen der die damalige Restaurierung begleitenden Kommission hervor, wonach Ergänzungen explizit in zurückhaltender Weise ausgeführt werden sollten. Dementsprechend gehen auch die flächig und oft schematisch angelegten malerischen Ergänzungen Tettenborns nicht auf künstlerisches Unvermögen, sondern auf eine Restaurierungsauffassung zurück, der zufolge sich Ergänzungen dem Original unterzuordnen haben. Ähnliches galt

für die jetzige Überarbeitung (Abb. 11) der farblich veränderten Retuschen Tettenborns, die ebenfalls durch die Verglasung geschützt absolut reversibel und als Strukturretusche als heutige Zutat ablesbar angelegt wurde [vgl. nachfolgender Beitrag von U. Fuhrer/A. Kollmann, Abb. 14].

Die Arbeitsergebnisse und geplanten Maßnahmen wurden in einer begleitenden Kommission diskutiert, der Vertreter der Pfarrgemeinde als Eigentümer, der Diözese Rottenburg-Stuttgart, der Denkmalpflege sowie renommierte Restauratoren und Hochschullehrer der Fachbereiche Kunstgeschichte und Restaurierung angehörten (Abb. 12). Pfarrgemeinde, Diözese, Hochschulvertreter sowie die Landesdenkmalpflege arbeiteten bei diesem Prozess also sehr konstruktiv miteinander. Die Gesamtkosten des Restaurierungsprojektes in Höhe von rund 210000 Euro wurde zu je einem Drittel getragen von der Diözese Rottenburg-Stuttgart, der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und der Landesdenkmalpflege. Neben externen Gutachten, Materialkosten etc. waren im Einzelnen allein 3000 Arbeitsstunden von Restauratoren notwendig.

Für die fachliche Unterstützung danken wir den Lehrkräften des Studiengangs für Restaurierung an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart, dem Zentrallabor des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege sowie dem Institut für technische Optik der Universität Stuttgart, ebenso den Kolleginnen und Kollegen von der Staatsgalerie Stuttgart, der Kunsthalle Karlsruhe, dem Musée Unterlinden in Colmar und dem Augustinermuseum in Freiburg.

Literatur

Staatliche Kunsthalle Karlsruhe (Hrsg.): Grünewald und seine Zeit; Große Landesausstellung Baden-Württemberg; 8. 12.2007 – 2.3.2008, Berlin 2007.

Pantxika Béguerie-De Paepe (Hrsg.): Grünewald und der Isenheimer Altar; ein Meisterwerk im Blick; Musée d'Unterlinden, 8.12.2007 – 2.3.2008, Paris, Somogy [u.a.], 2007.

Hanns Hubach: Matthias Grünewald. Der Aschaffenburg Maria Schnee Altar. Geschichte – Rekonstruktion – Ikonographie. Mit einem Exkurs zur Geschichte der Maria Schnee-Legende, ihrer Verbreitung und Illustrationen, Mainz 1996.

Praktischer Hinweis

Weitere Informationen unter www.stuppacher-madonna.de

Andreas Menrad
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege

Die „Stuppacher Madonna“ im Licht der restauratorischen Untersuchungen

Zu Bestand, Schadensbildern, Konservierungs- und Restaurierungsmaßnahmen

Mithilfe modernster Untersuchungsmethoden und durch Vergleiche mit bereits veröffentlichten Forschungen und Archivmaterial konnten vielfältige und über den bisherigen Wissensstand hinausgehende Erkenntnisse zu Bestand, Zustand und Maltechnik des Tafelgemäldes gewonnen werden. Die umfangreichen Voruntersuchungen waren zusammen mit einer Erfassung des Schadensbildes Basis und Voraussetzung für die Entwicklung eines Konservierungs- und Restaurierungskonzeptes.

Ursula Fuhrer/Annette Kollmann

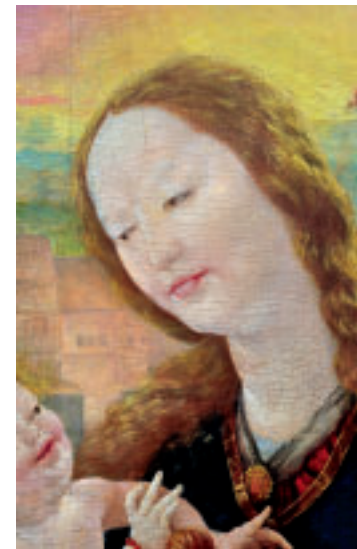
Am Beginn der Maßnahmen standen die optische Untersuchung des Tafelgemäldes mit einem Mikroskop und die Dokumentation des Vorzustandes durch hochaufgelöste Auf- und Streiflicht- sowie UV-Fluoreszenzaufnahmen. Mit Röntgenbildern und einer Infrarotreflektografie, hergestellt vom Institut für Technologie der Malerei, Staatliche Akademie der Künste Stuttgart, konnte optisch auch in tiefer liegende Schichten vorgedrungen werden. Mithilfe digitaler Bildbearbeitung wurden technische Details des Bildträgers, maltechnische Phänomene und Schadensbilder kartiert (Abb. 12). An 32 Punkten konnten mittels Röntgenfluoreszenzanalyse, durchgeführt vom Zentrallabor des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege München, die darin enthaltenen Elemente ermittelt und so erste Rückschlüsse auf die verwendeten Pigmente gezogen werden.

An einzelnen ausgesuchten Proben aus Kittungen der großen Restaurierungsmaßnahme von 1926 bis 1930 [vgl. Andreas Menrad: Grünewalds Ikone im Landesamt für Denkmalpflege], des zuoberst liegenden modernen Firnisüberzugs und alter Überzugsreste wurden Pigmente und Bindemittel bestimmt. Weitere Probenentnahmen kleinster Splitter erfolgten zur Herstellung von Querschliffen (Abb. 7) und weiteren detaillierten Pigmentanalysen.

Technischer Aufbau des Gemäldes: der hölzerne Bildträger

Die Bildtafel ist aus sieben vertikalen Brettern zusammengesetzt, die unterschiedliche Breiten aufweisen und leicht konisch verlaufen. Die Ausmaße der 2,3 bis 2,9 cm dicken Holztafel betragen

149 cm in der Breite und 186 cm in der Höhe. Die mikroskopisch bestimmte Holzart Tanne fügt sich in die von Grünewald verwendeten Holzarten – Tanne und Linde – ein. Zur Glättung der Tafel kamen verschiedene Hobel zum Einsatz; die Spuren

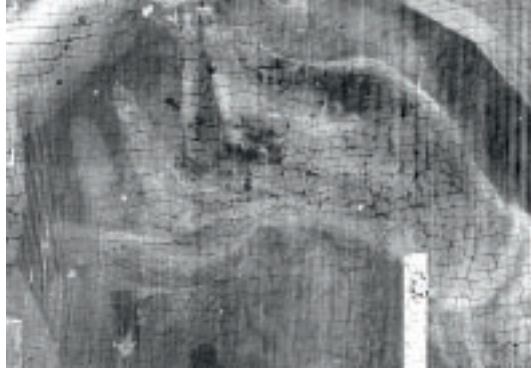


1 Gesamtsicht nach der Restaurierung 2012.





2 Diplomrestauratorin Ursula Fuhrer bei der Untersuchung mit dem Stereomikroskop.



eines Schrophobels sind auf der Rückseite noch sichtbar.

An der Ober- und Unterkante der Stuppacher Tafel sind die abgesägten Reste einer Feder vorhanden, die zur Fixierung der Tafel in einer Nut des ursprünglichen Retabelrahmens gedient haben könnte. Dieser befindet sich noch heute in der Schantzkapelle der Aschaffener Stiftskirche.

Vorbereitung des Malgrunds

Zur Vorbereitung der Malerei wurde die Bildseite der Tafel in großen Teilen mit Leinwand beklebt, bevor vollflächig eine Leim-Kreide-Grundierung aufgetragen wurde, wie es der Tradition spätmittelalterlicher Tafelmalerei entsprach. Diese Vorbereitung einer Maltafel ist quellenschriftlich für den etwas später geschaffenen, im Augustinermuseum in Freiburg/Breisgau erhaltenen Seitenflügel mit der Darstellung des Maria-Schnee-Wunders belegt. Hier beschrieb der Auftraggeber, dass er bereits eine Tafel bereithalte, die mit Leinwand beklebt und fein grundiert sei.

Untermalung und Vorzeichnung

Auf der Grundierung erhielt die Tafel eine dünne Imprimitur aus Bleiweiß in Öl gebunden, auf die Grünewald dann die Bildkomposition in eher sparsamen Linien mit Röteln vorzeichnete. Auch diese Technik von Untermalung und Vorzeichnung lässt sich an anderen Werken Grünewalds nachweisen. Gut sichtbare rote Rötelstriche sind vor allem im Bereich der Häuser und der Münsterarchitektur erkennbar, auch sind einzelne Konturlinien im Inkarnat der Maria und des Kindes zu beobachten. Die sparsame Vorzeichnung ist jedoch eher untypisch für die Zeit, denn es finden sich häufiger detailliertere und lineare schwarze Unterzeichnungen mit Schraffuren, etwa bei Cranach und Dürer.

3 In diesem Ausschnitt der Röntgenaufnahme konnten die mit Bleiweiß gestalteten mehreren Versionen der Marienhand sichtbar gemacht werden.

4 In diesem Ausschnitt der Infrarotreflektografie ist die Anlage eines später wieder übermalten Feigenblatts (→) und Verschiebung der Kontur des Kindsarmes (→) sichtbar geworden.

5 Weiße Schleierfarbe mit Fingerabdruck Grünewalds.

6 Detail des Marienkleidbrokates mit in Blei-Zinn-Gelb gestalteten goldglänzenden Fäden.

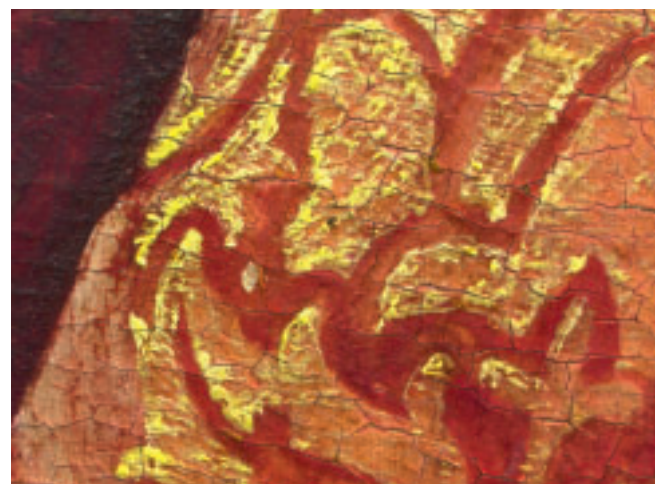


Maltechnik und Bindemittel des Farbauftrags

Die Malerei ist weitgehend in Öltechnik ausgeführt, entgegen anderslautender Aussagen in der Literatur zu den Bindemitteln der Stuppacher Madonna. Neben deckenden Farben wurden auch transparente Farblacke verwendet. Zum Einsatz kam die in dieser Zeit typische Pigmentpalette: Bleiweiß, Blei-Zinn-Gelb, Zinnober, Azurit, grüne Kupferpigmente, gelbe und rote Ocker sowie rote und grüne Farblacke, wie sie auch in den Analysen anderer untersuchter Grünewald'scher Werke gefunden wurden. Im blauen, mit Azurit ausgeführten Mantel könnten auch wässrige Bindemittelanteile vorhanden sein, wie es Rezepturen in mittelalterlichen Quellen vorgeben.

Zunächst legte Grünewald die Malerei in großzügigen Farbflächen an, dann erfolgte die Ausarbeitung im Detail. Für spezielle Farbwirkungen und malerische Effekte wurden teilweise zahlreiche Farbschichten übereinandergelagert, deren Transparenz und Deckkraft genau kalkuliert waren, wie dies zum Beispiel beim violett changierenden Mantelfutter zu beobachten ist (Abb. 7).

Besonders auffällig in Grünewalds Malerei ist die realistische Darstellung von Stofflichkeit und Materialcharakter. Die Glanzwirkung und Lebendigkeit der Haare erzielte Grünewald durch den Auftrag von körperhafter Blei-Zinn-Gelb-Farbe in sehr feinen Pinselstrichen. In ähnlicher Weise setzte er die feinen Goldfäden des Brokatkleides auf (Abb. 6). Licht- und Schattenpartien des schweren Brokattstoffes gestaltete er mit unterschiedlich dick aufgetragenem dunkelrotem Farblack auf dem hellrot angelegten Kleid. Rote Farblacke kamen unter anderem auch bei der Gestaltung des violetten Mantelfutters zum Einsatz oder auch zur feinen Ausarbeitung der Lippen. Mit grünen Farblacken erfolgte die letzte Ausgestaltung der Pflanzenblätter.



Eigenhändige Veränderungen durch Grünewald

Während des Malprozesses verschoben sich die Umriss- und Konturen einzelner Flächen und Details, sodass einige Pentimenti beobachtet werden können. Ein Pentimento liegt etwa bei der Gestaltung des Halsausschnitts vor, der zuerst mit blauer Farbe rund angelegt war, dann zu einem V-Ausschnitt umgeformt wurde. An der Schulter, den Beinen und dem rechten Fuß des Kindes sind Konturverschiebungen zu beobachten, wo die helle Inkarnatfarbe die blaue Mantelfarbe oder Hintergrundfarbe überlappt. In der Infrarotreflektografie (Abb. 4) ist ein ehemals ausgeführtes Feigenblatt unter der Frucht in der Marienhand sichtbar geworden. Im Röntgenbild ist erkennbar, dass die Haltung der linken Marienhand mehrfach verändert und überarbeitet wurde (Abb. 3).

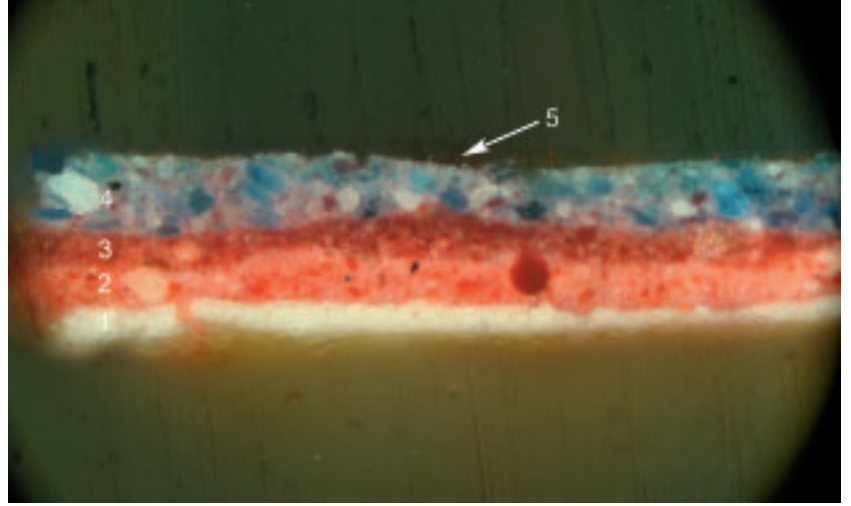
Auch in der sehr lebendig mit changierenden Farben und Wolken gestalteten Himmelsfläche wurden während des Malprozesses immer wieder Veränderungen in der Gestaltung vorgenommen. Zumeist liegen kontrastfarbige Unterlegungen unter den endgültigen Himmelsfarbbereichen. Gloriole und Engelschar waren zunächst mit Blattgold unterlegt und mit rotem Farblack gestaltet, bevor diese mit deckenden Farben wieder überarbeitet wurden.

Maltechnische Besonderheiten

Grünewald wendete auch ungewöhnliche maltechnische Methoden an. Für den durchsichtigen Schleier der Maria nahm er eine weiße Farbe von zäher Konsistenz, die er entweder locker mit dem Pinsel auftrug, mit einem Lappen auf tupfte oder indem er seine Finger oder Handballen zum Farbauftrag verwendete (Abb. 5). Abdrücke seiner Papillarrillen finden sich zum Beispiel auch auf einer Häuserfassade, wo er Azuritfarbe zur Imitation einer rauen Putzstruktur mit den Fingern auf tupfte. Auch setzte er Ritzlinien als Gestaltungsmittel ein. So wurden an der Münsterfassade entlang der Fensterrosetten oder der spitzbogigen Profilkanten feine Linien in die noch nasse Farbe mit einem spitzen Werkzeug eingeritzt, um scharfe Lichtreflexlinien zu erzeugen.

Restaurierungsgeschichte

Die bewegte Vergangenheit des Gemäldes und vor allem in klimatischer Hinsicht ungünstige Aufbewahrungsbedingungen in den letzten Jahrhunderten hatten zahlreiche Schäden verursacht. Ebenso ist durch frühere Maßnahmen, die weit entfernt von heutigen Restaurierungsmöglichkeiten lagen, die Malerei in einigen Bereichen groß-



flächig verloren und reduziert. Allein im 19. Jahrhundert sind fünf Eingriffe und Restaurierungen an der Tafel dokumentiert. Der Stuppacher Pfarrer Paul Ruess beschreibt diese in seinem Büchlein von 1934 wie folgt: 1833 eine Reinigung der Malerschicht, 1844 erneute Reinigung und wohl einige großzügige Retuschen/Übermalungen. Der Pfarrer einer Nachbargemeinde bemerkt dazu: „Leider hat ein neuerer Künstler, zwar kein Meister Dürer, desto mehr aber ein Meister Schmierer, die Bäcklein des Kindes auf solche Weise angestrichen, daß sie das ganze Gesichtchen entstellen. Das schöne Bild kann wohl kein größeres Unheil mehr erleben, als was ihm schon widerfahren ist, indem es unter die Hände eines Malers gefallen, der es, statt ihm durch einen einfachen Firnis wieder Leben zu geben, eher verböserte als verbesserte ...“. 1850 erfolgten weitere Eingriffe und ein neuer Firnisauftrag.

1854 fertigte der Bildhauer Johan Nepomuk Meintel aus Horb ein neues Retabel an. Da dieses zu klein geraten war, wurde die Tafel an den Rändern beschnitten. 1881 wurde laut Ruess der Firnis erneut abgenommen und die trüb gewordene Malerschicht regeneriert.

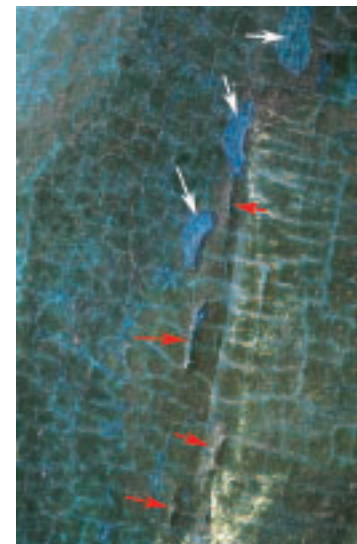
1907, anlässlich des 100-jährigen Jubiläums der Pfarrkirche Stuppach, sei das Gemälde nochmals restauriert worden. In einer Veröffentlichung aus der Zeit wird diese Restaurierung als sehr behutsam und eher konservierend geschildert.

Das heutige Erscheinungsbild ist stark geprägt von der letzten großen Restaurierungsphase von 1926 bis 1930 durch Professor Joseph von Tettenborn an der Staatsgalerie Stuttgart. Bei dieser Maßnahme wurden alle Übermalungen abgenommen, die alten Kittungen entfernt und durch Kreidekittungen ersetzt sowie Retuschen ausgeführt. Obwohl es keinen Bericht gibt, ist diese für die damalige Zeit sehr sorgfältig ausgeführte Restaurierung gut dokumentiert: durch Protokolle der Kommissionsitzungen, die diese Restaurierung begleiteten, durch Glasplatten-Negative und Farbkomposite im Archiv der Staatsgalerie Stuttgart, die den Vorzustand, verschiedene Zwischenzustände nach der Abnahme aller Übermalungen und den Endzustand wiedergeben, sowie durch den Text von

7 Querschnitt der Malerschicht im Bereich des violetten Mantelfutters. Schichtenfolge:

- 1 Bleiweiß-Imprimatur
- 2 Blassrote Farbschicht mit weißen hellroten und orangeroten Partikeln (Bleiweiß, Zinnober, Mennige)
- 3 rote Farbschicht mit hellroten und dunkelroten Partikeln (Zinnober, roter Farblack)
- 4 helle violett-blaue Schicht mit weißen und blauen Partikeln (Bleiweiß, Azurit) und dunkelroten Farblackpartikeln
- 5 verbräunter Rest eines Überzugs oder roten Farblacks

8 Detail des Marienmantels mit dachförmig aufstehenden Malschichtschollen bzw. Spitzblasen (→) und bereits retuschierten älteren Ausbrüchen (→).



9 *Digitalmikroskopische Aufnahme einer Spitzblase im Marienmantel, Bildausschnitt 2,5 mm x 2,2 mm.*

Glossar

Bleiweiß

Es entsteht, wenn sich Blei mit Essigsäure zu Bleizucker umsetzt und Kohlensäure ausfällt. Bis weit ins 19. Jahrhundert das wichtigste Weißpigment für Handwerk und Kunst. Es schützte Metalle vor Korrosion und hielt Pilze, Bakterien und Insekten vom Holz fern. Mittlerweile ist seine Verwendung untersagt.

Imprimitur

Präparierung der Grundierung, um die Saugfähigkeit zu reduzieren und eine helle Reflexionsfläche zu erhalten.

Infrarotreflektografie

Langwellige Infrarotstrahlen (1500 nm) durchdringen die Malschicht. So können unter der Malschicht liegende Phänomene fotografisch abgebildet werden.

10 *Streiflichtaufnahme des Vorzustands, Ausschnitt. Beleuchtung der Tafel mit flachem Seitenlicht. Strukturen in der Oberfläche werden deutlich ablesbar: aufstehende Ränder und glatte Flächen von Kittungen, hochgewölbte Malschichtschollen, Malschichtausbrüche und Unebenheiten der Tafel entlang der Brettfugen.*

11 *Ehemals grüne, zum Blau veränderte Retusche links neben dem Zaunpfahl (vermutlich ist ein Gelbpigment ausgebleichen).*

R. W. Schmidt, den er 1931 zur Wiederherstellung der Stuppacher Madonna verfasste.

Die großflächigen Retuschen aus dieser Bearbeitungsphase sind partiell gestalterisch ergänzend ausgeführt worden. So ist die Gottvaterfigur in der Gloriole eine Ergänzung von Tettenborn, der die vorher vorhandene Christusfigur – eine Ergänzung aus früherer Zeit – ersetzt hatte [vgl. Andreas Menrad: Grünwalds Ikone im Landesamt für Denkmalpflege, Abb. 8; 9].

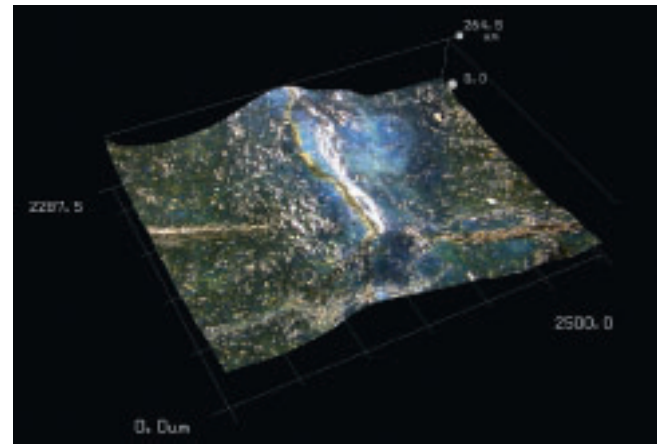
Die Tafelrückseite wurde bei der Restaurierung 1926 bis 1930 ebenfalls bearbeitet. Die quer verlaufenden Einschubleisten wurden ersetzt und verbreitert, vertikal aufgeleimte Leisten wurden entfernt und die Bereiche der Brettfugen mit einem Zahnhobel geglättet, bevor auf die Fugen Klötzchen aus Nadelholz aufgeleimt wurden.

Nach dieser umfangreichen Maßnahme wurde das Gemälde 1931 in der eigens an die Kirche angebaute Andachtskapelle in einem neuen Altar aufgestellt.

Im 20. Jahrhundert folgten weitere kleinere Maßnahmen wie das Sichern und Niederlegen von Blasen. In den 1980er Jahren kam zudem ein nicht autorisierter und unsachgemäß aufgebracht Firnisüberzug zur Ausführung, der vor Ort im Zierrahmen über einer Schmutzschicht aufgetragen wurde.

Zustand der Bildtafel vor Untersuchung und Restaurierung 2012

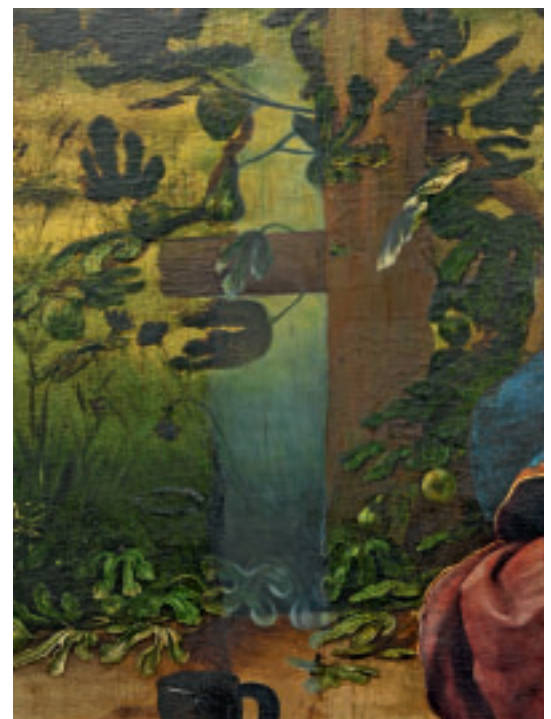
Seit dem Eingriff von 1926 bis 1930 ist die Tafelbreite aufgrund von Klimaschwankungen um circa 5 mm geschrumpft, was Spannungen sowie Lockerungen und Ausbrüche im Malschichtgefüge bewirkt hat (Abb. 8; 9). Die von Tettenborn stammenden, teils großflächigen und glatten Kittungen hatten sich an den Rändern hochgewölbt und grenzten sich dadurch deutlich von der Oberflächenstruktur des umgebenden Originals ab (Abb. 10). Auch hier waren Abplatzungen in den



Kittungen entlang der Ränder entstanden. Die in Öl ausgeführten Tettenborn'schen Retuschen waren durch Alterung nachgedunkelt und traten besonders in der Himmelsfläche in Erscheinung. Zudem hatte sich die Farbigkeit seiner Retuschen in der grünen Vegetation zum Blau verändert, da ein gelber Farbstoff ausgebleichen ist (Abb. 11). Partiiell verfälschte ein Netz von kompakten Retuschen über durchgeriebenen Malschichtsprüngen die feine originale Malerei. Der glänzende und vergilbte Firnisüberzug der 1980er Jahre sowie eine weitere Oberflächenverschmutzung, verursacht unter anderem durch Kerzenruß und Fliegenkot, beeinträchtigten das Erscheinungsbild zusätzlich (Abb. 13). Zudem wirkte die Malschichtoberfläche wie in Kunststoff eingegossen, und das Oberflächenrelief wurde durch Lichtreflexe ungünstig betont. Als akute Schäden wurden weitere Malschichtlockerungen und Hohlstellen sowie kleinteilige Malschichtausbrüche festgestellt.

Konzept, Konservierung und Restaurierung

Ziel der aktuellen Maßnahmen an der Tafel war vorrangig die Sicherung der originalen Substanz bei weitgehender Erhaltung der Tettenborn'schen



Ergänzungen von 1926 bis 1930. Das Erscheinungsbild sollte verbessert und die Ablesbarkeit der qualitätvollen Malerei gesteigert werden. Auf Grundlage der Forschungsergebnisse wurden die Restaurierungsmaßnahmen entwickelt und schrittweise im ständigen Kontakt mit den Restauratoren des Landesamtes für Denkmalpflege und der Fachkommission ausgeführt.

Firnisanbahnung

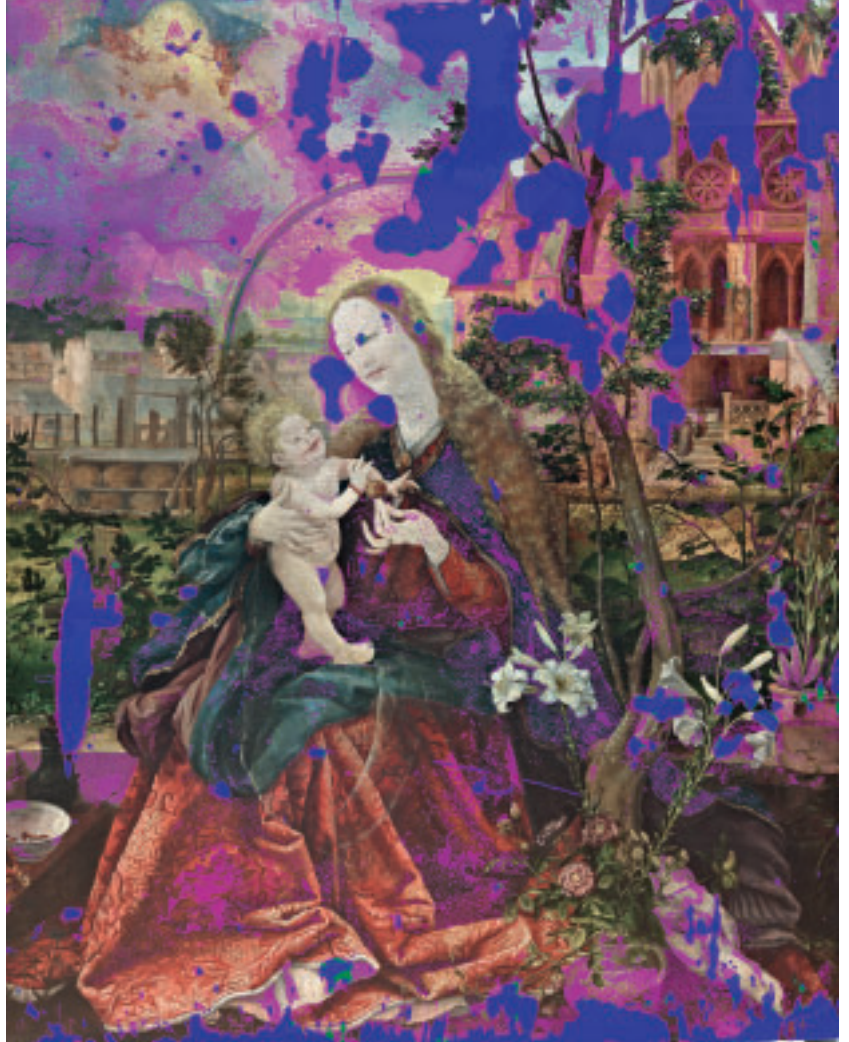
Die Abnahme des Firnisüberzugs aus den 1980er Jahren war eine Voraussetzung für die dringend notwendige Sicherung der Malschichten im Bereich der Hohlstellen und Blasen, da der Firnis das Eindringen von Klebstoffen verhinderte. Beim Überzug handelte es sich um einen Firnis aus dem Naturharz Mastix. Voraussetzung für die Firnisabnahme war, dass sich die Retuschen der letzten großen Restaurierung nicht anlösen ließen. Nach längeren Diskussionen, wie mit den großflächigen Ergänzungen der Restaurierung von 1926 bis 1930 verfahren werden soll, bestand Konsens darüber, diese weitmöglichst zu erhalten. Arbeitsproben zur Ermittlung der Löslichkeitsparameter zeigten, dass sich der Überzug und die darunter liegende Schmutzschicht mit einer Mischung aus Alkohol und niedermolekularem Kohlenwasserstoff entfernen ließen und der sehr dünne Firnis der Restaurierung von 1926 bis 1930 sowie die Retuschen aus dieser Zeit erhalten werden konnten. Das Erscheinungsbild der Tafel wirkte danach aufgehellert und merklich beruhigter. Die Balance der Bildkontraste blieb erhalten.

Malschichtfestigung

Da die Hohlstellen und Blasen nach wie vor zu geringe Öffnungen zum Einbringen eines Festigungsmittels boten und ein Anstechen der Blasen – wie früher in der Restaurierung üblich – nicht ohne kleine Verluste von originaler Malerei erfolgen konnte, musste eine Methode gefunden werden, um genügend Festigungsmittel unter die gelockerte Malschicht zu transportieren. Dies gelang schließlich unter Einsatz von leichtem Unterdruck, der die Luft aus den Blasen zumindest teilweise verdrängte.

Reduzieren der hochstehenden Kittungen

Ein weiteres Problem waren die an den Rändern hochstehenden Kittungen, die sich im Oberflächenrelief störend bemerkbar machten (Abb. 10). Eine Analyse der Kittmasse von 1926 bis 1930 ergab, dass von ihren Bestandteilen keine Gefährdung für die originale Malerei ausgeht. Da jedoch



interne Spannungen in den Randbereichen anzunehmen waren, wurden die hochgewölbten Ränder unter dem Stereomikroskop abgetragen.

Integration der älteren Retuschen

Der Charakter der Tettenborn'schen Retuschen auf den großflächigen Kittungen sollte erhalten bleiben, da sie in ihrer Form für damalige Verhältnisse sehr qualitativ ausgeführt wurden. Ein beruhigtes und einheitliches Erscheinungsbild wurde angestrebt. Die Entfernung einiger besonders störender Übermalungen wurde unter der Voraussetzung beschlossen, dass sie ohne Gefährdung der originalen Malerei geschehen könnte. Da es



12 Dokumentation des Zustands und späterer Überarbeitungen durch Kartierung.

- Retuschen, Übermalungen (1926–1930)
- Kittungen (1926–1930)
- alte Bleiweiß-Kittungen

Pentimento

(Italienisch: pentimento = „Reue“). Bezeichnung für die im Malprozess eines Gemäldes vorgenommenen Korrekturen oder Übermalungen durch den Maler.

13 Detail während der Abnahme des Firnisses und der Schmutzschicht, deren Reste als dunkles Rechteck rechts erkennbar sind.

14 Arbeitsprobe zur Punktretusche über alte dunkle Retusche und Kittung.

Röntgenaufnahme

Durch starke Absorption der Röntgenstrahlen können in Gemälden besonders bleihaltige Malschichten sichtbar gemacht werden. Bei der Durchleuchtung der Tafel wird außer der Malschicht auch der Bildträger nebst Veränderungen erkennbar.

Röntgenfluoreszenzanalyse

Bei dieser zerstörungsfreien Analysemitmethode mit einem mobilen „XRF-Tracer“ wird der ausgewählte Analysepunkt im Gemälde durch Röntgenstrahlung angeregt und die freiwerdende Fluoreszenzstrahlung von einem Strahlungsdetektor ausgewertet. Anhand von Diagrammen sind dann die in der Probe enthaltenen Elemente ablesbar und geben Rückschlüsse auf die verwendeten Pigmente.

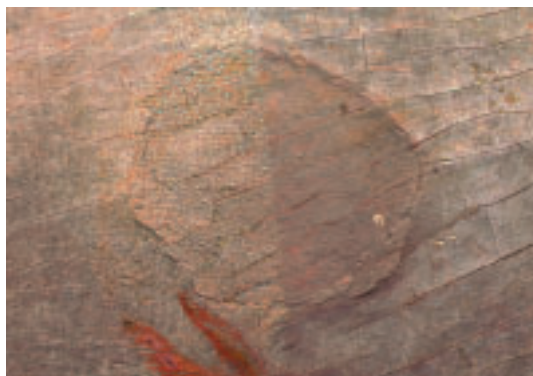
Schropp- oder Schrupphobel

Hobel mit gerundeter (segmentbogenförmiger) Schneide; wird zum Abnehmen dicker Hobelspäne zum ersten Glätten („Schruppen“) sägerauer Bretter verwendet.

UV-Fluoreszenzaufnahme

Ultraviolette Strahlen regen die Fluoreszenz von Bindemitteln, Pigmenten und Firnisüberzügen an. Überzüge und Retuschen reagieren durch unterschiedliches Fluoreszenzverhalten auf das kurzwellige Licht. Jüngere Retuschen zeichnen sich meistens deutlich als dunkle Flecken ab.

15 Diplomrestauratorin Annette Kollmann bei der Retusche.



sich als nahezu unmöglich erwies, die dünnenschichtigen Lasuren und Retuschen Tettenborns abzunehmen, beschränkte sich dies auf wenige Partien, in denen eine netzartige opake Retusche die transparente Farbwirkung des Originals verfälschte. Dies war nur durch mechanische Abtragung unter dem Stereomikroskop möglich. Dabei wurden die Vorzustands-, Infrarot- und Röntgenaufnahmen sowie die historischen Aufnahmen von 1926 bis 1930 zur Beurteilung der Schädigung der originalen Malschicht herangezogen. Das Integrieren der durch Alterung farblich unstimmig gewordenen Retuschen und die Angleichung einiger zu flächig angelegter Ergänzungen stellten weitere Herausforderungen dar. Die Integration der Altretuschen erfolgte durch eine Überarbeitung in aufwendiger Punktretusche. Durch die Struktur der feinen aneinandergesetzten Farbpunkte bleiben die Ergänzungen ablesbar (Abb. 14). Im Weiteren wurde nur auf den wenigen Neukittungen, hellen Craqueländern und kleinsten Malschichtausbrüchen retuschiert. Gezielt aufgetragene wenige Punkte mit Aquarellfarben schlossen unterbrochene Konturen und Umriss.

Schlussfirnis und Verglasung

Mehrere Gründe sprachen dafür, auf einen erneuten Firnisauftrag zu verzichten. Die Aquarellretuschen integrieren sich sehr gut in den Oberflächenglanz des erhaltenen Überzugs. Die Reversibilität und Wasserlöslichkeit der Aquarellretuschen bleiben bestehen. Dies erfordert jedoch einen Schutz für die sehr leicht löslichen Aquarellretuschen und die empfindliche Malschichtoberfläche vor Berührungen und unsachgemäßen Reinigungen, sodass die Notwendigkeit einer Verglasung diskutiert wurde. Versuche mit der dafür vorgesehenen hochentspiegelten Verbundglasscheibe mit UV-Schutz zeigten zudem, dass die Scheibe das durch die Firnisabnahme reduzierte Tiefenlicht wieder verstärken konnte. Eine dem Goldrahmen vorgeblendete Spezialglasscheibe dient nun dem Schutz des Kunstwerks vor mechanischen und klimatischen Einwirkungen. Voraussetzung dieser Verglasung und der fachge-

rechten Einrahmung der Tafel war die Erhaltung des Steinaltars von 1930/32 und des zugehörigen Goldrahmens in der Stuppacher Kapelle. Zukünftig notwendige Revisionen des Gemäldes von der Altarvorderseite her sind nun möglich, ohne die Tafel immer wieder bewegen zu müssen.

Literatur

- Andreas Henning/Arnold Nesselrath (Hrsg.): *Himmlicher Glanz. Raffael, Dürer und Grünewald malen die Madonna*. Ausstellungskatalog zur gleichnamigen Ausstellung in Dresden, München 2011.
- Pantxika Béguerie-De Paepe/Michel Menu: *La technique picturale de Grünewald et de ses contemporains*, Colmar 2006.
- Hanns Hubach: *Matthias Grünewald. Der Aschaffener Maria Schnee Altar. Geschichte – Rekonstruktion – Ikonographie*. Mit einem Exkurs zur Geschichte der Maria Schnee-Legende, ihrer Verbreitung und Illustrationen, Mainz 1996.
- Paul Ruess: *Grünwalds Madonna von Stuppach*, Bad Mergentheim 1934.
- R. W. Schmidt: *Die Wiederherstellung der Stuppacher Madonna*, in: *Die Denkmalpflege. Zeitschrift für Denkmalpflege und Heimatschutz* 5, 1931, S. 180–187.

Praktischer Hinweis

Weitere Informationen unter www.stuppacher-madonna.de

Dipl. Rest. Ursula Fuhrer
Forststr. 87A
70176 Stuttgart

Dipl. Rest. Annette Kollmann
Hauptstr. 51
71229 Leonberg



Gottesdienst im Baukasten

Kirchen aus Fertigteilen in der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Ein besonderes Zeugnis unserer Heimatgeschichte sind die ab 1963 in der Diözese Rottenburg-Stuttgart errichteten Fertigbaukirchen. In den folgenden zehn Jahren entstanden rund 100 Kirchen mit geringeren Baukosten und kürzerer Wartezeit für die katholischen Vertriebenen, die als Folge des Zweiten Weltkrieges ihre Heimat in den ehemaligen Ostgebieten verlassen mussten und seitdem im überwiegend protestantisch geprägten Nordwürttemberg in der Diaspora lebten. Häufig stehen sie unscheinbar am Rande von Wohnvierteln mit Einfamilienhäusern, irgendwo am Ende sich den Hang hinaufschlängelnder Wohnstraßen, wie zufällig hingewürfelt. Bescheiden in Dimension und äußerem Erscheinungsbild, sind sie doch Kristallisationspunkte eines intensiven Gemeindelebens – zumindest gewesen.

Ulrike Plate

Aus der Not geboren, doch vielfältig gestaltet

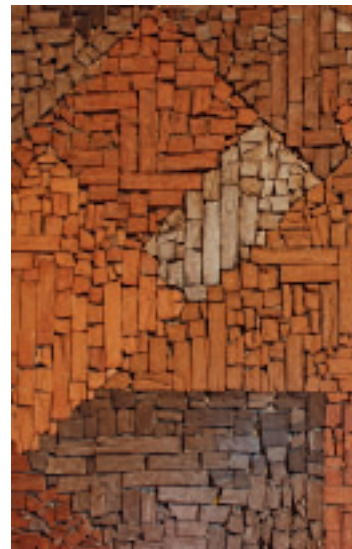
In seinem Standardwerk zum Kirchenbau der Diözese Rottenburg-Stuttgart, „Kirchenbau im Wandel“ von 1973, beschreibt Gottlieb Merkle die Ausgangssituation und die Entscheidungsprozesse ebenso wie die vier Typen von Fertigbaukirchen nach den Entwürfen der Architekten Paul Nagler, Wilhelm Frank und Gerold Reutter. Die Not, eigene katholische Gotteshäuser gerade auch für kleine Diasporagemeinden zu errichten, war groß. In herkömmlicher Bauweise ließ sich das Tempo jedoch kaum noch steigern. So kam es zu dem Entwurf der Typenkirchen, die folgende Bedingungen erfüllten:

1. sie sind formal und künstlerisch vertretbar,
2. sie sind technisch und bauphysikalisch einwandfrei,
3. sie stehen in der Haltbarkeit gegenüber anderen Kirchen nicht zurück, sind also keine Provisorien,
4. sie lassen viele Wege der Variierung offen,
5. sie gewährleisten eine schnelle Fertigung und
6. sie vermindern die Baukosten.

Gerade bei finanziell schlechter gestellten oder kleinen Gemeinden empfahl das Bischöfliche Bauamt Fertigbaukirchen. In erster Linie unterscheiden sich die vier Typen in der Zahl der Sitzplätze sowie in Größe und Umfang des beigefügten Raumprogramms: Neben Kirchensaal und Sakristei waren von Anfang an mehr oder weniger großzügige Ju-

gend- beziehungsweise Gruppenräume vorgesehen. Ausdrücklich wurde darauf geachtet, dass die Fertigbauweise keine Uniformität mit sich brachte. Variationen waren auch innerhalb der vier Typen am Außenbau und der Innenausstattung möglich, sowohl was die Wahl der Materialien anbetraf als auch hinsichtlich der Anordnung und Größe von Fenstern, ob mit oder ohne Orgelempore, mit oder ohne Turm – je nach Wunsch und finanziellen Möglichkeiten (Abb. 1a–d).

Trotz aller Variationen lassen die vier Typen Ähnlichkeiten bei der Ausstattung erkennen. Von den weiß geputzten Wänden setzen sich die warmen Holztöne der sichtbaren Deckenschalung, der Beichtstühle und Kirchenbänke sowie – falls vorhanden – der Orgelemporen ab. Für die Fußböden wurden Natursteinplatten oder roter Fliesenbelag sowie Parkett oder vereinzelt auch Asphalt verwendet. Der künstlerische Anspruch ist überwiegend bescheiden. Massive Altartische aus Kalkstein gehen in der Regel auf Entwürfe der Architekten zurück und wurden von lokalen Steinmetzen ausgearbeitet, ebenso die Tabernakelpfeiler – bei älteren Kirchen sind diese oft nachträglich errichtet, da das Sakramentshaus zunächst Aufstellung auf dem Altar gefunden hatte (Abb. 3). Erst nach der Liturgiereform infolge des Zweiten Vatikanums (1964) wurde der Altar zum Volksaltar umgewandelt und das Sakramentshaus separat aufgestellt; auch der Ambo wurde nun erst als gesonderter Ort für die Verlesung der Heiligen Schrift wiederbelebt. Manchmal gibt es gestalterisch zugehörige, über dem Altar abgehängte oder an der Chorwand an-





1 a–d In der direkten Reihung werden die Einheitlichkeit und auch die Variationen offensichtlich (die Fassadenlösung von Gönningen mit der Fensterreihe über dem Eingang ist in dieser Form nicht wiederholt worden). Von links nach rechts die Nagler-Kirchen in Reutlingen-Gönningen (1963), Moosburg am Federsee, Freudental (1967) und Widdern (1966).

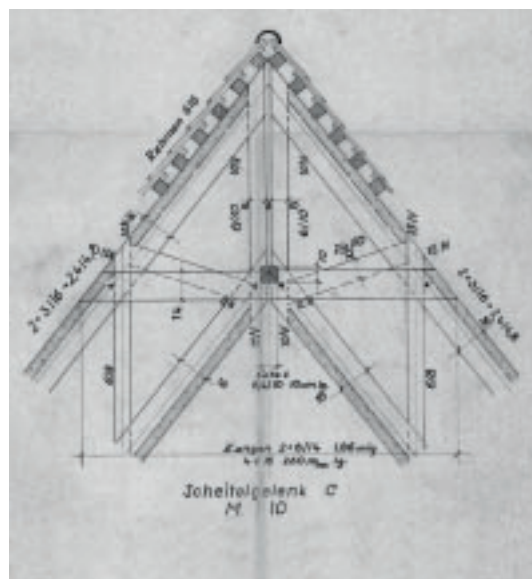
gebrachte Metallkreuze, genauso fanden auch historische Kreuze – und Statuen – aus anderen Zusammenhängen hier eine neue Verwendung. Der Taufstein steht zumeist an der Eingangsseite an einem ansonsten nicht weiter ausgezeichneten Platz. Die Metallarbeiten wurden häufig bei der Firma Hermann Stadelmaier in Schwäbisch Gmünd in Auftrag gegeben. Fast alle Kirchen haben farbige Glasfenster.

Es handelt sich um Rechteckkirchen mit Satteldach und einem über dem Altarraum chorturmartig überhöhten Dach – es gibt auch bescheidenere Ausführungen mit Dachreiter. Charakteristisch ist das außen sichtbare Traggerüst der aus Holzfertigteilen aufgebauten Kirchen. Sie nach unten verjüngende Stützen gliedern die Außenwände, die Holzverschalt oder verputzt sind und an je einer Längsseite ein schmales Fensterband aufweisen. Die Giebel der Eingangsseite sind mit einem Fensterband oder alternativ mit einem großflächigen Giebelfenster geöffnet. Der Altarraum ist nicht eingezogen und um ein oder zwei Stufen erhöht. Indirekt durch das überhöhte Dach erfolgt die Belichtung, bei Kirchen mit Dachreiter kann die Belichtung des Altars durch ein großes Seitenfenster unterstützt werden. Außen sind die zweiflügeligen hölzernen Kirchentüren mit einem glatten Bronze-

Typ Nagler

Die älteste, kleinste und einfachste der Diasporakirchen ist der Fertigbautyp von Paul Nagler, Sindelfingen. In Reutlingen-Gönningen wurde der Mustertyp der kleinen Holzkirchen 1962 entwickelt, gebaut wurden sie bis 1967. Kernstück der Konstruktion ist ein Dreigelenk-Nagelbinder (Abb. 2).

2 Konstruktionszeichnung aus der Beantragung des Holzkirchen-Mustertyps von Paul Nagler in Gönningen, Scheitelgelenk M. 1:10.



3 Das Tabernakel auf dem Altartisch in Gönningen (Aufnahme 1963) wurde nach den Beschlüssen des zweiten Vatikanums auf eine separate Stütze umgesetzt.





blech verkleidet, darüber befindet sich in der Regel ein kastenförmiges Schutzdach, getragen von schmalen Stützen.

Konstruktiv gehört die Kirche Peter-Julian-Eymard in Haiterbach ebenfalls zum Typ Nagler, sie unterscheidet sich jedoch durch ein steileres Dach (Abb. 4). Der separat gestellte Glockenturm wurde abweichend von der ursprünglichen Planung 1966 von Paul Pfeifle mit der hohen Spitze ausgeführt. Der Außenbau überzeugt mit seinen klar abgesetzten Farbflächen – weißer Putz und braune Holzverkleidung an den Wänden, rote Biberschwanzziegel für die hohe Dachfläche. Der weiße Sockel des Glockenturms korrespondiert mit der Kirchenwand, darüber trägt die pyramidal überhöhte, schieferverkleidete Turmspitze ein Kreuz. Mit den in kräftigen Rot- und Blautönen gestalteten beidseitigen Altarraumfenstern sowie dem

großen Giebeldreieck ist der Innenraum nicht minder ausdrucksstark. Auch hier findet sich wieder die künstlerisch sorgsam abgestimmte Gruppe von Altar, Tabernakel und Ambo (Abb. 5).

Typ Frank

Im Juni 1963 legte Wilhelm Frank, Herrenberg, seine Pläne für einen größeren Fertigbautyp mit 200 beziehungsweise 240 Sitzplätzen vor. Im Erläuterungsbericht bezieht er sich auf die Nagler-Kirchen: „Zwar ist das tragende Skelett von beiden Typen der sogenannte Dreigelenkbogen, jedoch mit dem Unterschied, dass er bei den kleineren Kirchen des Herrn Kollegen Nagler aus Holzbindern und bei der Konzeption meines Entwurfes als schlaff bewehrter Stahlbetonbinder zur Ausführung kommt.“ Die sichtbare Konstruktion wurde als

4 In ihrer Größe weicht St. Peter-Julian-Eymard in Haiterbach von den übrigen Nagler-Typen ab.

5 Die fehlende Belichtung durch den sonst üblichen Chorturm wird durch wandhohe Seitenfenster ausgeglichen.





6 Außenansicht der Fertigbaukirche Typ Frank, St. Johannes in Niederstetten. Das Vordach bildet hier eine Verbindung vom Turm über die Kirche bis zu den Gemeinderäumen.

Raumgliederung eingesetzt, alle Oberflächen blieben unbehandelt. Den Prototyp seiner Fertigbaukirche errichtete Frank in Dusslingen (1964). Nach Prüfung und Abnahme durch die Baukommission des Ordinariats wurden ihm zunächst fünf, anschließend sieben weitere Kirchen in Auftrag gegeben. Der Architektenvertrag sah eine einmalige Bezahlung für den Prototyp vor. Das Bischöfliche Ordinariat erhielt die Rechte an den Plänen und hätte auch ohne Mitwirkung des Architekten weitere Kirchen bauen dürfen; der Architekt bekam eine Pauschalsumme pro Kirche – und behielt das Urheberrecht. Für die Fertigteile wurde ein Bauvertrag mit den

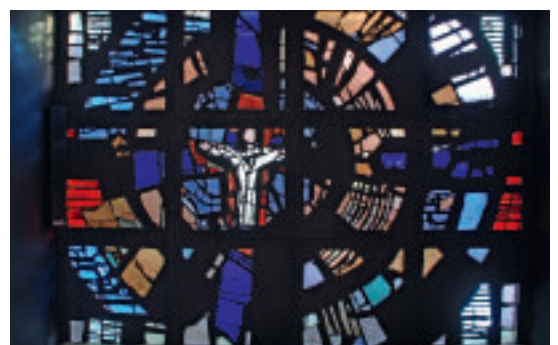
Betonwerken Schwieberdingen geschlossen. Ebenso pauschal wurde die Herstellung der Kirchenbänke vergeben, zunächst aus Sipo-Mahagoniholz, 1967 erfolgte eine neue Ausschreibung mit Kiefernholz. Auch für Beichtstühle oder Holztrepfen wurden Bauverträge immer wieder gleich für mehrere Kirchen geschlossen. Für die Altarvarianten legte Frank Entwürfe vor, die mit geringen Korrekturen vom Bischöflichen Ordinariat genehmigt wurden. Frank empfahl Glasbetonfenster an den Altarseiten, um dort den baulichen Charakter zu unterstreichen, die übrige Verglasung konnte auch nachträglich zum Beispiel durch Bleiverglasung farbig ausgestaltet werden. Für die Frank'schen Fertigbaukirchen interessierte sich das Militärbischofsamt in Bonn (1964), und sogar das benachbarte Erzbistum Freiburg importierte das Modell (Heilige Familie in Lörrach-Stetten, 1967, mit Fenstern des Künstlers Emil Wachter, Karlsruhe). Zwischen 1964 und 1975 wurden 26 Kirchen des Typs Frank aus vorgefertigten Stahlbetonteilen zusammengesetzt. Markant sind die tief hinuntergezogenen Dächer mit zumeist gelblich gefärbten Sichtbetonplatten an den Giebelwänden, die entlang der Traufe durch eine schmale Fensterreihe vom weißen Abschlussband abgesetzt sind (Abb. 6). Auch hier findet sich die rote Biber-



7a Sindelfingen, Christus der Auferstandene, die Ausstattung ist ein Gesamtkunstwerk von Karl-Peter Blau.

7b Ausschnitt aus der mit Ziegelbruchstücken künstlerisch gestalteten Altarwand.

7c Ein Fenster der Kreuzwegbilder von Karl-Peter Blau.





schwanz- oder Flachdachpfannendeckung – heute schon vereinzelt durch Fotovoltaikplatten in ein glänzendes Stahlblau getaucht. Dem Eingang ist zumeist eine offene Vordachkonstruktion vorgestellt. Die Gemeinderäume sind über einen schmalen Gelenkbau an die Kirche angeschlossen, in dem sich die notwendigen Funktionsräume befinden, häufig wurde ein separat gestellter Glockenturm hinzugefügt.

Charakteristisch für die Innenräume sind die durch sichtbaren Stahlbetonbinder gegliederten Wandflächen mit Holzschalung an der Decke und weißen Putzflächen an den Seiten- und Altarwänden. In Sindelfingen, Christus der Auferstandene, ist die Altarwand zu einem kunstvollen Reliefbild in farbigen Ziegeln ausgearbeitet; das Zentrum bildet hier sehr eindrucksvoll das Kreuz, nicht mit dem Gekreuzigten, sondern mit dem auferstandenen Jesus. Der Gesamtentwurf des Künstlers Karl-Peter Blau, Wiltingen, wird unterstrichen von der Fensterwand in kräftigen Rot- und Blautönen (Abb. 7a–c). Karl-Peter Blau zeichnet auch für die

qualitätvolle Ausstattung von St. Martin in Pfalzgrafenweiler verantwortlich.

Eine besonders eindrucksvolle Innenraumgestaltung zeigt die Heilig-Geist-Kirche in Ellwangen (Jagst) von 1975, die als Gesamtkunstwerk von Sieger Köder, Ellwangen, entworfen wurde. Den von der Mutterkirche St. Vitus stammenden frühbarocken Crucifixus und die barocken Petrus- und Paulusfiguren hat Köder in Gold in ein stilisiertes Kreuz gefasst, dessen Formen in Altar, Ambo und Tabernakel aufgegriffen werden (Abb. 8). Höhepunkt jedoch sind die acht Fenster an der Nordwand der Kirche, die in einem breiten, dicht gewebten, fast schwarzen Rahmenfeld wie Edelsteine leuchten und die Geschichte des Heiligen Geistes zum Thema haben.

Erwähnenswert ist auch St. Johannes in Niederstetten, als eine der ganz wenigen Kirchen zentral im Ort stehend, die ebenfalls mit einer außerordentlich kunstvollen Fensterwand aufwartet. Wie ein Teppichmuster sind die Fenster vom Künstler Hans Günther Schmidt, Baiersbronn, relativ zu-

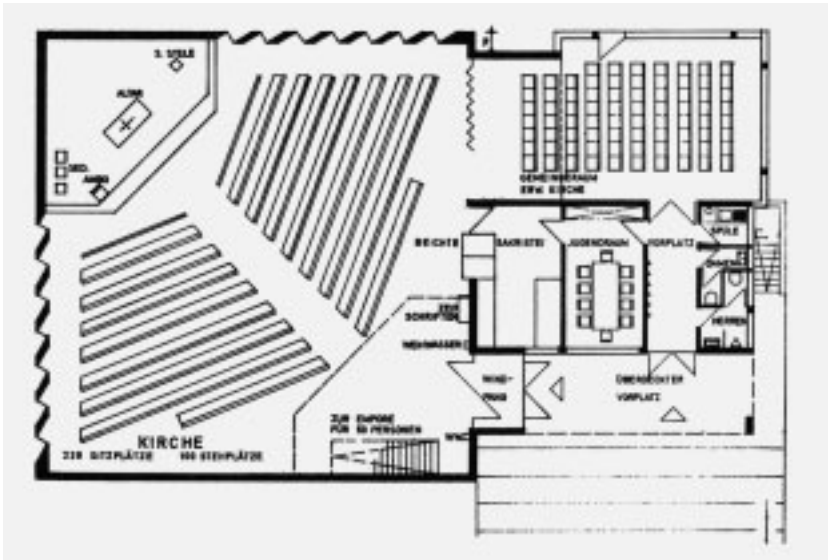
8 Der von Sieger Köder gestaltete Altarraum von Heilig Geist in Ellwangen.

9 Niederstetten, St. Johannes, Altarfenster von Hans Günther Schmidt, Baiersbronn. Sinnbild für die Stadt Gottes sind die 12 funkelnden (Glas-) Steine.

10 Typische Innenansicht einer Reutter-Kirche, St. Barbara in Neuhütten.

11 Maria Königin in Bühlerlamm-Fronrot ist typisch für die kleine Variante der Fertigbaukirchen von Gerold Reutter.





12 Der quadratische Grundriss der größten Fertigbaukirche machte diesen Typ nach dem Vatikanischen Konzil besonders beliebt. Das Beispiel zeigt den Prototyp in Wernau-Katzenstein.

rückhaltend gestaltet (Abb. 9). Umso strahlender wirken die zwölf Glasreliefs am Altarraum und verweisen auf das himmlische Jerusalem: Die Stadt Gottes ist rein wie Gold und Glas. Interessant sind hier auch die Kreuzwegstationen der Künstlerin Edith Peres-Lethmate, Koblenz, die sich wie ein Band entlang der Westwand erstrecken. Die Prinzipalstücke aus Muschelkalk Blaubank stammen von Bildhauer Walter Selig aus Laudenbach. Tabernakel, Leuchter und Taufdeckel wurden wieder in der Firma Hermann Stadelmaier, Schwäbisch Gmünd, hergestellt. Die Kirche ist eingebunden in den Komplex des Gemeindezentrums, wobei das Vordach der Kirche hier zum Verbindungsgang verlängert ist und vom straßenseitig stehenden Campanile an der Kirchenpforte vorbei bis zum Eingang in das rückwärtig angegliederte Gemeindezentrum führt (Abb. 6).

Typ Reutter 1

Gerold Reutter aus Wernau hat zwei Typen von Fertigbaukirchen entwickelt. Das kleinere Modell, von dem 17 Kirchen zwischen 1964 und 1975 gebaut wurden, ist wie die Typen Nagler und Frank eine Rechteckkirche mit angegliederten Gemeinderäumen, zwei Bankgruppen sind parallel auf den raumbreiten Altarraum hin ausgerichtet. Zumeist ist das tief heruntergezogene Satteldach mit anthrazitfarbenem Eternit-Schiefer gedeckt, auf dem Giebel sitzt ein Glockendachreiter mit Kreuz (Abb. 11). Die Ausführungen dieses Typs sind auffallend variantenarm, sowohl was die Gesamtdisposition anbetrifft als auch in Material- und Farbwahl. Wie beim Typ Frank ist der Innenraum durch die innenliegenden Stahlbetonbinder und die holzsichtige Decke geprägt. Wandhohe Seitenfenster beschränken sich auf den Altarraum, dafür bieten hier die Giebeldreiecke zusätzlich Raum für großformatige Fensterbilder (Abb. 10). Ein besonderes Augenmerk sei auf die Eingangstüren gerichtet,

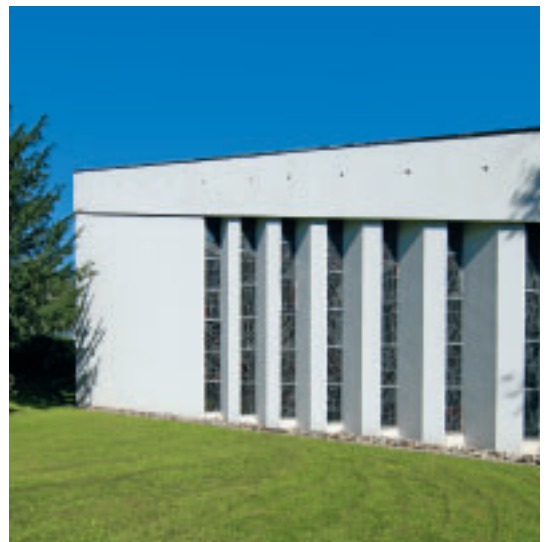
13 Die lamellenförmigen Fenster sind ein prägendes Element am Außenbau. St. Elisabeth in Sondelfingen.

die sich gerade bei diesem Typ in teilweise sehr kunstvoll ausgearbeiteter Form finden.

Typ Reutter 2

Am deutlichsten setzt sich die große Reutter-Kirche von den anderen Fertigbautypen ab (Abb. 12). Überwiegend zwischen 1968 und 1975 wurden mehr als 20 Kirchen gebaut. Der Prototyp der Kirche in Wernau-Katzenstein (St. Michael, 1966) wurde von der Baukommission geprüft, einige kleinere Änderungen wurden beschlossen, dann erging der Auftrag für weitere Kirchen. Auch hier wurden wieder Bauverträge für mehrere Kirchen geschlossen, zum Beispiel mit dem Betonwerk Schwieberdingen. Darin wurde festgehalten, dass jegliche Art von Sonderwünschen der ausdrücklichen schriftlichen Zustimmung des Bischöflichen Ordinariats bedürfe.

Der Kirchengrundriss ist quadratisch, der First des flach geneigten Satteldaches verläuft in der Diagonalen des Quadrates, der Chorraum befindet sich in der Ecke gegenüber dem Eingang. Die Stellung der seitlichen Lamellenfenster sowie die sich verjüngenden Bankgruppen lenken den Besucher auf die aus der Ecke in den Raum ausgreifende Altarinsel hin (Abb. 14). An eine Seite der Kirche schließt das flach gedeckte Gemeindezentrum mit Gruppenraum und Gemeindesaal an. Letzterer lässt sich in vielen Kirchen durch Öffnen einer Faltwand der Kirche zuschlagen, die Zahl der Sitzplätze wird dadurch um circa 80 auf 300 erweitert. Die aus vorgefertigten zweischaligen Stahlbetonwänden aufgebauten Kirchen zeigen im Äußeren wahlweise in Sichtbeton, Struktur- oder Waschbeton. Markant sind das geneigte Dach sowie die seitlichen Lamellenfenster (Abb. 13). Einige Kirchen besitzen einen separat gestellten Glockenturm. Das Kirchenportal ist optisch mit dem Vordach zum Gemeindezentrum zusammengefasst. Auch hier zeichnen sich die Türen wieder



durch aufwendig gestaltete Metallkunstwerke aus. Gerne verstecken sich die Griffe in der Oberflächenstruktur (Abb. 15).

Im Inneren sind auch bei diesen Kirchen die warmen Naturtöne der lasierten Holzdecke prägend, korrespondierend zu den Kirchenbänken beziehungsweise weiteren Einbauten wie der Sängerempore über dem Eingang. Dazu kommen dunkelrote Fliesenböden, alternativ Parkett oder graue bis gelbliche Natursteinböden. Die Wände sind weiß verputzt und wirken vom Eingang aus geschlossen, eröffnen jedoch vom Altar aus sehr kunstvoll gestaltete Fensterbilder, die sich in der entsprechenden Perspektive zu einem einzigen Bild zusammenfügen.

Fertigbaukirchen als Kulturdenkmale

Für die Bewertung als Denkmale stellen diese Fertigbaukirchen eine besondere Herausforderung dar. Entsprechend § 2 Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg sind Kulturdenkmale aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen zu schützen, wenn an ihrem Erhalt ein öffentliches Interesse besteht. Zweifels- ohne sind die Fertigbaukirchen Zeugnisse einer wichtigen heimatgeschichtlichen Epoche. Wissenschaftliches Interesse wecken sie als Kirchen aus Fertigteilen. Künstlerisch hingegen können sie neben den gleichzeitig gebauten, individuell geplanten Kirchenneubauten nur schwer bestehen. Zur Begründung eines öffentlichen Erhaltungsinteresses bleibt weiterhin der dokumentarische Wert zu prüfen und damit die Frage, wie viel Erneuerung eine solche Kirche verträgt, die sich gerade durch die bescheidene Ausstattung als Kind ihrer Zeit auszeichnet. Und wie exemplarisch kann ein Bau sein, dessen Charakteristikum gerade die serielle Herstellung ist? In der bisherigen Bewertung sind wenige gut überlieferte Kirchen mit künstlerisch anspruchsvoller Ausstattung als Kulturdenk-



14 Die Altarinsel rückt näher an die Gemeinde heran. Auferstehung Christi in Ludwigsburg-Neckarweihingen.

male erkannt worden, so die Kirchen in Haiterbach und Pfalzgrafenweiler. In der Qualität vergleichbar sind wenige weitere Kirchen, besonders vom Typ Frank, wie die Kirchen in Sindelfingen, Ellwangen und Niederstetten. Sicherlich ist auch ein Mustertyp wie die Kirche in Reutlingen-Gönningen erhaltenswert. Unter den Kirchen Typ Reutter 1 und Typ Reutter 2 konnten bisher keine Beispiele erkannt werden, die innerhalb ihrer Gruppe besonders signifikant sind. Unabhängig von der Frage der Denkmaleigenschaft soll dieser Überblick dazu beitragen, dass die Kirchen in ihrer wissenschaftlichen, heimatgeschichtlichen und auch künstlerischen Bedeutung erkannt werden und Wertschätzung erfahren.

Literatur und Quellen

Gottlieb Merkle: Kirchenbau im Wandel, Rottenburg-Stuttgart 1973, S. 86–91.
 Diözesanarchiv Rottenburg: G1,2/435; G1,2/433
 Bauamt Diözese Rottenburg, Bauakten

Glossar

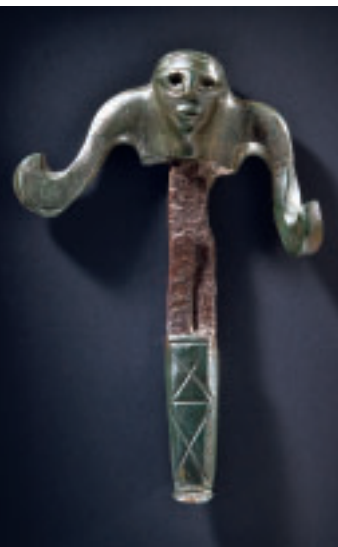
Sipo-Mahagoni

Laubholz. Wächst in den feuchten, laubabwerfenden Hochwäldern des tropischen West- und Ostafrika. Das hellbraune Splintholz hebt sich scharf vom einheitlich mahagonifarbenen Kernholz mit seiner wechseldrehwüchsigen, unregelmäßigen Faser ab.



Dr. Ulrike Plate
 Regierungspräsidium Stuttgart
 Landesamt für Denkmalpflege

15 Aufwendig gestaltetes Türblatt an der Reutter-Kirche St. Stephanus, Weinstadt-Großheppach.



Der Heidengraben

„Ein geheimnisvolles Befestigungswerk aus uralter Zeit“

Auf den ersten Blick liegen sie wie zufällig verstreut auf der Albhochfläche zwischen Bad Urach und dem Tal der Lenninger Lauter, rund 35 km südöstlich von Stuttgart: Ein halbes Dutzend Abschnittswälle, die allesamt „Heidengraben“ heißen und zwischen wenigen Hundert bis deutlich über 1000 m Länge aufweisen. Die stark zergliederte Berghalbinsel um die Ortschaften Erkenbrechtsweiler, Grabenstetten und Hülben ist nur durch eine schmale Landbrücke mit der Albhochfläche verbunden und bildet mit den frühkeltischen Hügelgräbern beim Burrenhof und der spätkeltischen Befestigungsanlage des Heidengrabens eine bedeutende eisenzeitliche Fundlandschaft in Baden-Württemberg.

Dorothee Ade/Gerd Stegmaier/Andreas Willmy

Forschungsgeschichte

Die auffälligen Wälle und Gräben waren seit jeher Orientierungsmarken im Gelände, deren Herkunft man nur vermuten konnte. Bereits im Uracher Lagerbuch von 1454 ist vom „Haidengraben zu Nyffen [Neuffen]“ die Rede, dem Relikt einer unvordenklichen, heidnischen Vergangenheit. Die lange Periode des Spekulierens über den Ursprung der Befestigungen beendete Landeskonservator Eduard Paulus d.J. 1882 mit seiner überzeugenden Zuordnung in vorrömische Zeit. Dass die Wälle zu einem der von Cäsar in Gallien beschriebenen spätkeltischen Oppida gehörten und nicht zu den älteren Grabhügeln beim Burrenhof, konnte Friedrich Hertlein noch vor dem Ersten Weltkrieg durch Grabungen am Wall der von ihm so benannten

1 Trauf der Schwäbischen Alb von Nordwest. Im Vordergrund der Heidengraben.



„Elsachstadt“ sowie an den Toren A und F klären. Danach rückten die Mauertechnik sowie die Toranlagen und deren mögliche mediterrane Vorbilder in den Blickpunkt der Forschung, wobei hier jedoch keine weiteren Ausgrabungen stattfanden. Schließlich fasste Franz Fischer, Professor für Ur- und Frühgeschichte an der Universität Tübingen, 1971 den Forschungsstand zur Befestigung und den wichtigsten Funden zusammen. Sein Standardwerk wurde bis 1982 zweimal neu aufgelegt. Erst 30 Jahre später erfolgte für das „Keltenjahr“ 2012 und angesichts der mittlerweile hinzugekommenen Erkenntnisse und Neufunde eine Neubearbeitung auf aktuellem Forschungsstand.

Frühe Besucher

Die Kelten waren nicht die ersten, die die Hochfläche um den Heidengraben aufsuchten. Steinartefakte bezeugen eine Begehung von der Eiszeit bis ins 3. Jahrtausend v. Chr. Halbfabrikate, Abfälle und fehlende Siedlungskeramik zeigen, dass die jungsteinzeitlichen Bauern offenbar nicht zum Siedeln auf die Hochfläche kamen, sondern um nach dem dort anstehenden Jurahornstein zu schürfen. Während aus der mittleren Bronzezeit (1600–1300 v. Chr.) nur ein Grabhügel mit Schwert und Armringen bei Erkenbrechtsweiler bekannt ist, gibt es aus der jüngeren Urnenfelderzeit (1000–800 v. Chr.) verstärkt Spuren von Besiedlung. Bei Grabungen am Tor G des spätkeltischen Walls kam 1981 eine große Menge spätbronzezeitlicher Keramikscherben zum Vorschein, die auf eine nahe gelegene Siedlung hinweisen. Außer einigen Gräbern beim Burrenhof kennt man aus dieser Zeit einen weiteren, 1929 entdeckten Grabhügel bei Hülben

sowie ein 1916 am Hang des Hohenneuffen gefundenes außergewöhnliches Bronzegehänge.

Burrenhof und Strangenhecke

Das Grabhügelfeld beim Burrenhof ist einer von mehreren Bestattungsplätzen der späten Bronze- und frühen Eisenzeit im Gebiet des Heidengrabens. Seinen Namen verdankt das Gräberfeld einem 1838 gegründeten landwirtschaftlichen Betrieb, dessen Benennung auf die noch sichtbaren Grabhügel („Burren“) zurückgeht.

Erste Ausgrabungen fanden hier Mitte und Ende des 19. Jahrhunderts statt. Sie zielten vor allem auf die Zentralgräber der Hügel mit ihren reichen Beigaben, von denen einige bis heute ein wichtiger Bestandteil der Dauerausstellung des Landesmuseums Württemberg in Stuttgart sind.

Zwischen 1983 und 1990 sowie ab 2004 führte die archäologische Denkmalpflege erneut Untersuchungen am Burrenhof durch. Sie waren notwendig geworden, da intensive Landwirtschaft sowie Straßenbau die Reste noch erhaltener Grabhügel gefährdeten. Die Ergebnisse dieser modernen Grabungen übertrafen die Erwartungen bei Weitem und erbrachten zahlreiche neue Ergebnisse zum Bestattungsbrauchtum und der damit verbundenen Grabarchitektur während der frühen Eisenzeit. Darüber hinaus ermöglichte in den letzten Jahren der Förderverein für Archäologie, Kultur und Tourismus (FAKT e.V.) großflächige geomagnetische Messungen und Grabungen mit dem Ziel, die Nekropole am Burrenhof in ihrer Gesamtheit zu erfassen. Die Untersuchungen dauern nach wie vor an und werden die archäologische Forschung und Denkmalpflege auch in den kommenden Jahren beschäftigen.

Dennoch zählt die Nekropole beim Burrenhof bereits heute zu den am besten erforschten Be-



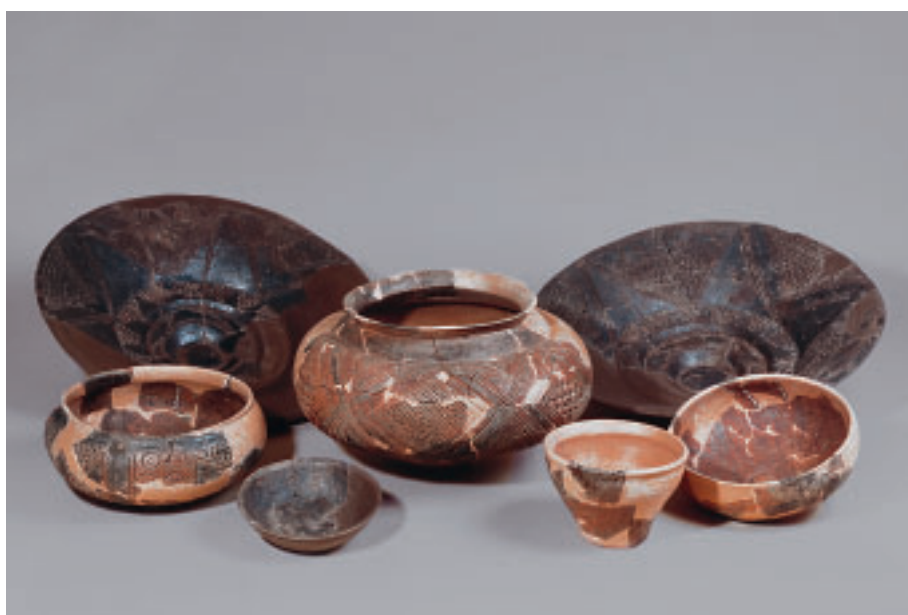
stattungsplätzen frühkeltischer Zeit in Baden-Württemberg. Insgesamt konnten bis dato rund 30 Grabhügel gezählt werden, aus denen etwa 40 Bestattungen der frühen Eisenzeit stammen. Weitere acht Brandgrabengräber der Hallstattzeit (800–450 v. Chr.) sowie drei der Urnenfelderzeit (1200–800 v. Chr.) fanden sich zwischen oder unter den Hügeln (Abb. 2). Die Zahl der Bestattungen dürfte ehemals noch wesentlich größer gewesen sein, doch wurden die meisten Gräber wohl bereits durch natürliche Erosion der Hügel, landwirtschaftliche Eingriffe und die Grabungen des 19. Jahrhunderts zerstört.

Die ältesten am Burrenhof geborgenen Bestattungen sind Grablegen der Urnenfelderkultur, die als einfache Gruben in den Boden eingetieft waren

2 Gesamtplan des Gräberfelds beim Burrenhof mit Bestattungen der späten Bronze- (UK) und frühen Eisenzeit (HA).

3 Gefäß und Bruchstück eines Bronzearmrings aus dem spätbronzezeitlichen Brandgrab eines 9-jährigen Kindes beim Burrenhof.

4 Alb-Hegau-Keramik aus der Zentralbestattung von Hügel F beim Burrenhof.



5 Goldohrringe aus einem Männergrab (Dm. ca. 1,3 und 1,6 cm).

6 Bronzene Spiralfibel der frühen Latènezeit aus einem Grubenhaus der Siedlung „Strangenhecke“ (L. ca. 3,0 cm).

7 Der späthallstattzeitliche Dolch mit eiserner Klinge und Bronzegriff steckt in einer Eisen-scheide, an der noch Reste von Leder und Textil haften.



und in denen sich neben den verbrannten Skelettresten Beigaben aus Bronze und Keramik fanden. Darunter ist ein nur 8 cm hohes, filigran gearbeitetes Zylinderhalsgefäß hervorzuheben, das 2006 im Grab eines etwa neunjährigen Kindes entdeckt wurde (Abb. 3).

Mit dem Übergang zur Eisenzeit kam es ab dem 8. Jahrhundert v. Chr. zur Aufschüttung mächtiger Tumuli aus Erde mit hölzernen Grabkammern im Zentrum. Nach wie vor wurden die Verstorbenen in dieser Zeitstufe, der älteren Hallstattkultur (800–650 v. Chr.), vor der Bestattung auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Als Beigaben finden sich in den Gräbern Schmuck- und Trachtbestandteile aus Metall, zu denen unter anderem diverse Arm- und Beinringe gehören. Zum Verschluss der Gewänder dienten Nadeln aus Bronze oder Eisen. Darüber hinaus sind für diesen Abschnitt der Hallstattzeit kleine Toilettebestecke charakteristisch, wie sie auch am Burrenhof mehrfach geborgen werden konnten. Sie bestehen meist aus einem Nagelschneider, einer Pinzette und einem kleinen Ohr-löffelchen aus Bronze.

Des Weiteren finden sich in den Gräbern dieser Zeit umfangreiche Keramiksätze, die geometrische Ritz-, Stempel- und Kerbschnittverzierungen sowie Bemalung mit roter Farbe und schwarz glänzendem Grafit aufweisen. Ergänzt wurde dieses mehrfarbige Dekor durch eine Füllung der plastischen Vertiefungen mit weißer Inkrustationspaste (Abb. 4). Diese sicher nicht für den alltäglichen Gebrauch gefertigte und nach ihrem Verbreitungsgebiet Alb-Hegau-Keramik genannte Tonware findet sich vor allem in Gräbern und zeigt einen eindeutigen Bezug zu rituellen und sakralen Handlungen. Die paarweise Beigabe von Tellern, Kegelhalsgefäßen und dazugehörigen Schälchen deutet in Richtung einer rituellen Speisung oder eines Gastmahls im Totenreich.

Ab der jüngeren Hallstattzeit (650–450 v. Chr.) änderte sich der Bestattungsritus. Die Toten wurden

nun unverbrannt, in aller Regel als Nachbestattung in bereits bestehenden Grabhügeln beigesetzt. Neue Hügel wurden nur noch selten aufgeschüttet. Ebenso zeigt sich ein Wechsel in der Beigabensitte. Waren es in der älteren Hallstattzeit vor allem Aspekte des Toten- oder Gastmahls, so spiegeln sich nun vor allem Rang und Status der verstorbenen Person in den Grabbeigaben wider. Schmuckgegenstände wie Gürtelbleche, Ohr-, Arm- und Beinringe aus Bronze sowie Perlenketten und Armbänder aus Lignit und Gagat dominieren das Fundspektrum. Als neue Errungenschaft treten erstmals Fibeln auf, die als eine Art Sicherheitsnadel zum Verschluss der Kleider dienten.

Als Status- und Rangabzeichen müssen auch die eisernen Waffen der Männergräber erachtet werden. Unter ihnen stellt die Beigabe kunstvoll gearbeiteter Dolche eine Besonderheit dar (Abb. 7). Gleiches gilt für Schmuck aus Gold (Abb. 5). Mehr als jedes andere Objekt unterstreicht jedoch ein vierrädriger Wagen den Status einer verstorbenen Person. Deshalb ist ein solcher am Burrenhof bemerkenswert.

Zeitgleich mit der Nekropole existierten auf dem Gebiet des späteren Oppidums Heidengraben mehrere Siedlungen. Von diesen ist bislang nur die späthallstatt- und frühlatènezeitliche Fundstelle in der „Strangenhecke“ genauer untersucht. Neuere Grabungen in den Jahren 1994 bis 1999 durch das Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters der Universität Tübingen erbrachten ein reichhaltiges Inventar an Metall- und Keramikfunden des 5. bis 3. Jahrhunderts v. Chr. Hervorzuheben ist dabei eine vollständig erhaltene Spiralfußfibel der frühen Latènezeit (Abb. 6). Mehrere Werkstatt- und Wohnstrukturen sowie die zugehörigen Vorrats- und Abfallgruben vermitteln das Bild einer Siedlung, in der neben Landwirtschaft und alltäglichem Nahrungserwerb die Herstellung von Keramik und Textilien sowie die Verarbeitung von Bronze betrieben wurden.

In der nachfolgenden mittleren Latènezeit (ca. 250–150 v. Chr.) scheint das Heidengrabengebiet, dem fehlenden Fundniederschlag nach, weitgehend verlassen gewesen zu sein.

Das größte Oppidum auf dem europäischen Festland

Schluss- und Höhepunkt der keltischen Besiedlung bildet das Oppidum des späten 2. und frühen 1. Jahrhunderts v. Chr., dessen Wallanlagen noch heute beeindruckend sind. Der steil aufragende und von tiefen Taleinschnitten zerklüftete Nordrand der Schwäbischen Alb bot seit jeher vielfältige Möglichkeiten für Befestigungen jeder Größe, niemand aber nutzte die Topografie so großzügig und effizient wie die Baumeister des Oppidums. Wohlüberlegt platzierte Wallabschnitte von zusammen kaum 2,5 km Länge queren die Engstellen der Hochfläche von Steilhang zu Steilhang und umschließen so eine Fläche von fast 1700 ha (17 km²) (Abb. 8). Damit ist dies das größte Oppidum des europäischen Festlands.

Der Standort hatte noch weitere Vorzüge. Inner- und außerhalb der Wälle liegen 2000 ha fruchtbaren Ackerbodens, der nur zum kleinsten Teil als Siedlungsfläche diente. Zudem ist hier trotz der Höhenlage um 700 m das lokale Klima milder als in den Nachbarregionen der Albhochfläche. Den notorischen Wassermangel des Albkarstes mildern mehrere Vulkanschlote, über deren undurchlässigen Basaltstotzen sich bis heute Wasserstellen finden und die auch die Standorte der heutigen Ortschaften bestimmten. Hinzu kommen Quellhorizonte an den Abhängen zu den umgebenden Tälern.

Die aussichtsreiche Lage ermöglichte die Kontrolle des Neckartals, der Alaufstiege im Erms- und Lautertal und auch über den kürzesten Weg zwischen Neckar und der von hier nur gut 30 km entfernten Donau.

Die Einbindung in überregionale Handelsnetze gilt als weiteres wesentliches Merkmal der Oppida. Obwohl bisher kaum ein Prozent der enormen Fläche dieses Oppidums ergraben wurde, liegen vom Heidengraben dank intensiver Feldbegehungen ehrenamtlicher Mitarbeiter der Denkmalpflege zahlreiche Zeugnisse weitreichender Beziehungen vor.

Dies sind zunächst erstaunlich viele Bruchstücke römischer Weinamphoren. Sie dürften mehr als 2000 l eingeführten Weines repräsentieren, was aber gewiss nur einen Teil der ursprünglichen Menge darstellt. Ihre Datierung in die Jahre 130/120 bis 100/90 v. Chr. wird wohl zugleich in etwa die Blütezeit des Oppidums umreißen. Auf eine wohlhabende, Wein trinkende Oberschicht deutet auch eine kleine Attasche hin, die zum Henkel einer ita-

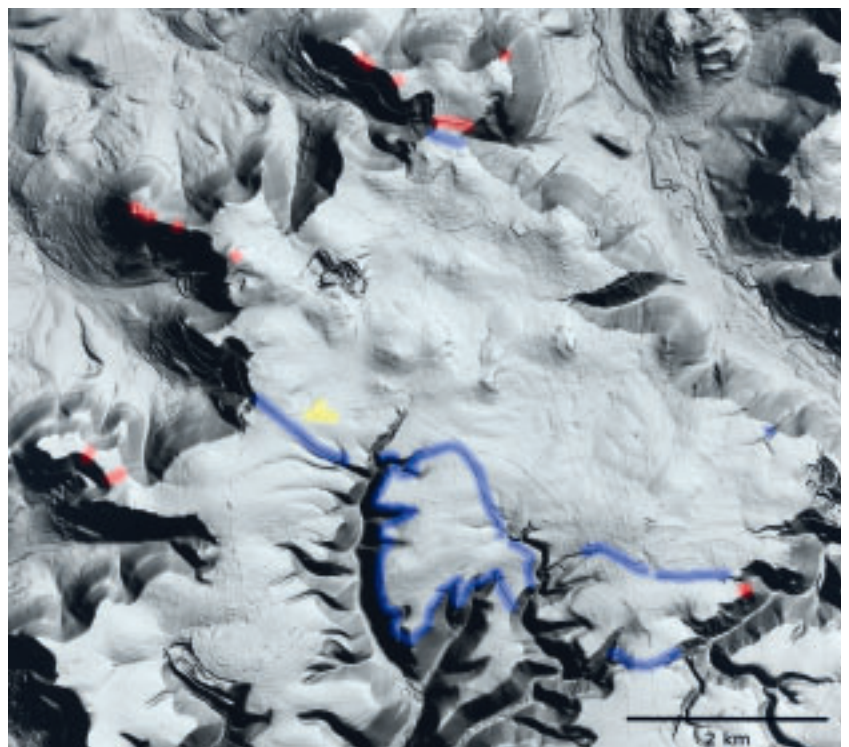
lischen Bronzekanne gehört. Solche „Kelheimer Kannen“ sind auch aus anderen Oppida überliefert. Aus dem Odenwald stammt dagegen der Stein für mehrere Handdrehmühlen, die vermutlich wie die Weinamphoren auf dem Neckar antransportiert wurden.

Die zahlreichen Fragmente verschiedener Armreifen und Perlen aus meist mehrfarbigem Glas sprechen für ihre Herstellung am Ort, zumal manche Typen fast nur auf dem Heidengraben vorkommen (Abb. 9). Man produzierte aber wohl kaum nur für den Eigenbedarf. Das Rohglas musste aus dem Balkan- oder Ostmittelmeerraum eingeführt werden, vermutlich über die Donau. Das meiste Handelsgut dürfte jedoch vergänglich gewesen und heute nicht mehr nachweisbar sein, etwa Nahrungsmittel, Salz oder auch Sklaven. Was etwa mit der 1998 gefundenen Balkenschnellwaage mit einem Wiegebereich bis weit über 100 kg abgewogen wurde, ist völlig offen (Abb. 10).

Neben den gewöhnlichen Überresten des Alltagslebens fügen sich die Spuren von Eisen- und Buntmetallverarbeitung gut ins Bild eines Oppidums. Hauptsächlich aufgrund der intensiven Bodenbearbeitung sind aussagekräftige Befunde und Strukturen jedoch allgemein spärlich.

Ein zugehöriger Friedhof ist, wie so oft, bisher nicht bekannt und angesichts der noch recht rätselhaften Bestattungssitten dieser Zeit vielleicht auch nicht zu erwarten. Noch zu klären ist zudem die Rolle des Gräberfelds beim Burrenhof in spätkeltischer Zeit. Zahlreiche Funde und Befunde der jüngeren Latènezeit legen eine Nutzung des Areals als Ritual- und eventuell auch als Bestattungsplatz zur Zeit des Oppidums nahe.

8 Im Laserscan treten die obertägig erhaltenen Befestigungen und ihre Einbindung in die Topografie deutlich hervor.



Wallanlagen

Die oft noch über 3 m hoch erhaltenen Wälle des Oppidums sind die Überreste typischer Pfostenschlitzmauern aus Stein, Holz und Erde und nur der augenfälligste Teil der Gesamtanlage.

Die äußere, die Gesamtfläche einschließende Befestigung besteht aus vier Wallabschnitten mit vorgelegtem Graben und je einem Tor. Sie sperren die Verbindung zur Albhochfläche und schließen drei schwerer zu sichernde, unübersichtliche Bereiche der Berghalbinsel aus. Das zeitliche Verhältnis der einzelnen Abschnitte zueinander innerhalb des 2./1. Jahrhunderts v. Chr. ist noch nicht genauer bestimmbar, da bisher nur deren zwei (an insgesamt drei Stellen) modern untersucht werden konnten. So ist etwa auch die Rolle des Walls durch Grabenstetten, der augenscheinlich als eine Art zweite Linie ebenfalls gegen die Albhochfläche gerichtet war, bisher nicht befriedigend erklärbar.

Die für Oppida charakteristischen Zangentore wurden auf dem Heidengraben je nach Gelände als trichterförmige (Abb. 11), recht- oder schiefwinklige Varianten errichtet, wobei das von Hertlein 1906 sondierte Tor F mit seiner rund 35 m langen Torgasse zu den größten und besterhaltenen seiner Art gehört.

9 Die ringförmigen Glasperlen wurden möglicherweise im Oppidum selbst aus importiertem Rohglas hergestellt.

10 1988 wurden nahe Tor B zusammen mit dem Stein einer Handdrehmühle die eisernen Bestandteile einer Waage mit Steingewicht gefunden.



Den eigentlichen Kern des Oppidums bildet die 153 ha große Elsachstadt, von wo auch die allermeisten Siedlungsnachweise stammen. Sie wird zur Hochfläche hin von einem Wall mit Doppelgraben und drei Toren sowie dem zur Außenbefestigung gehörenden Wall im Lauereck begrenzt. Offenbar nur um die Elsachstadt waren auch die steilen Talhänge gesichert: Eine rund 1 bis 3 m breite, sich terrassenartig an oder knapp unterhalb der Hangkante entlangziehende Verebnung wird als Basis einer leichten, bisher nicht näher untersuchten Befestigung interpretiert, ergänzt durch kleinere Wälle, die die in die Hochfläche einschneidenden Seitentälchen sperren.

Tiguriner? Riusiava?

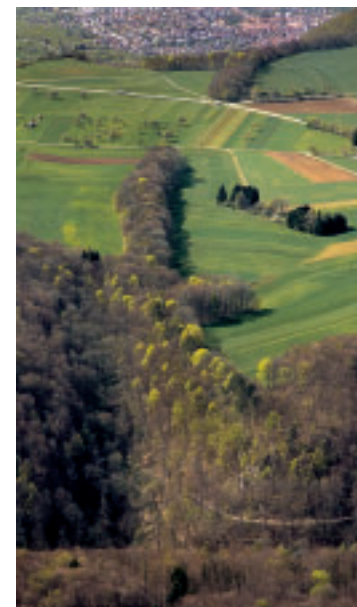
Leider sehr spekulativ sind Erwägungen, ob der Heidengraben Hauptort der Tiguriner gewesen sein könnte. Dieser Teilstamm der Helvetier bewohnte vor deren Rückzug ins Schweizer Mittelland Teile von Südwestdeutschland. Bekannt ist, dass sich ein Kontingent Tiguriner dem Zug der Kimbern und Teutonen durch Süddeutschland nach Gallien angeschlossen hatte. Die Verbindung zum Heidengraben fußt jedoch lediglich auf der Interpretation einiger Münzfunde. Auch die Gleichsetzung mit dem Ort *Riusiava*, den der Geograf Claudius Ptolemäus im 3. Jahrhundert n. Chr. in Süddeutschland verortet, ist nicht gesichert.

Ebenso wie der Anlass für die Gründung des Oppidums liegt auch das Ende der Anlage im Dunkeln. Wie viele andere in Süddeutschland wurde sie in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr. verlassen. Spuren einer gewaltsamen Zerstörung fanden sich nicht. Anscheinend gerieten die überregionalen politischen und wirtschaftlichen Strukturen weithin in Auflösung. Welche Rolle das Vordringen von Germanen nach Süden oder das der Römer nach Gallien, innere Konflikte oder andere Faktoren dabei spielten, ist offen.

Pause nach den Kelten

Nach dem Ende des Oppidums setzte die Besiedlung offenbar aus. Erst nach der römischen Besetzung der Alb um 85 n. Chr. scheinen hier wieder mehrere Gutshöfe oder Herbergen (*mansiones*) gestanden zu haben, aus denen auch eine 1870 entdeckte, leider verschollene Götterstatuette stammen dürfte sowie ein 2008 gefundenes Köpfchen des Kriegsgottes Mars mit Helmbusch. 291 römische Schuhnägeln im Straßenschotter belegen, dass der Weg durch Tor G noch in Benutzung war.

Nach Abzug der Römer um 260 n. Chr. sind erst wieder aus dem 7. Jahrhundert Spuren einer alamannischen Besiedlung nachweisbar. Das Grab eines bewaffneten Kriegers und Siedlungsfunde



legen die Gründung Grabenstettens in dieser Zeit nahe, für Hülben und Erkenbrechtsweiler fehlen bislang entsprechende Belege. Spärliche Keramikfunde sprechen für eine nur schwache Besiedlung im Mittelalter. Dennoch scheint die Hochfläche des Heidengrabens auch in dieser Zeit von Interesse gewesen zu sein. Auf dem nach Nordwesten ragenden Sporn entstand zu Anfang des 12. Jahrhunderts die Burg Hohenneuffen, die seit 1301 im Besitz der Grafen von Württemberg war und zur Festung ausgebaut wurde. Östlich von Grabenstetten lag die Burg Hofen der Adeligen von Schwenzlin, später von Hofen genannt.

Noch viele Fragen birgt der 55 ha große nördliche Vorsprung der so genannten Bassgeige, der zur Hochfläche hin mit Wall und Graben doppelt befestigt war. Der südliche Wall ist Teil der spätkeltischen Befestigung und wurde, wie Ausgrabungen 1976 ergaben, wohl im Spätmittelalter „umgewidmet“ und dahinter ein weiterer Wall aus Tuffsteinblöcken errichtet.

Durch eine inzwischen abgeschobene Tuffsteinmauer war auch der nordwestlichste Sporn der Bassgeige, der „Beurener Fels“, abgeriegelt. Am „Brucker Fels“ und auf dem „Burghörnle“ wurden Gebäude in ähnlicher Bauweise beobachtet, deren Fundleere Rätsel aufgibt. Möglicher Hintergrund könnten die Auseinandersetzungen zwischen Habsburgern und Württembergern zwischen 1301 und 1304 sein. Fest steht, dass es auch zur Klärung der mittelalterlichen Anlagen dringend weiterer Forschungen bedarf.

Literatur

Dorothee Ade u.a.: Der Heidengraben – Ein keltisches Oppidum auf der Schwäbischen Alb. Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg Bd. 27, Stuttgart 2012.

Thomas Knopf u.a.: Der Heidengraben bei Grabenstetten. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie, Bd. 141, Bonn 2006.

Franz Fischer: Der Heidengraben bei Grabenstetten. Ein keltisches Oppidum auf der Schwäbischen Alb. Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg Bd. 2, 3. Aufl., Stuttgart 1982.

Praktischer Hinweis

Die Geländedenkmale des Heidengrabens sind durch einen Wanderweg erschlossen, den „Achsnelweg“. Eine aktuelle Beschreibung mit Übersichtskarte findet sich im neuen Heidengraben-Führer (Ade u.a. 2012, s.o.).

Es empfiehlt sich ein Besuch des neu gestalteten Museums in Grabenstetten:

Keltenmuseum Grabenstetten

Böhringer Straße 7, 72582 Grabenstetten

Öffnungszeiten: Mai bis Oktober sonntags 14–17 Uhr (Führungen nach Vereinbarung)

Kontakt:

Förderverein Heidengraben e.V., Böhringer Str. 7, 72582 Grabenstetten

Tel. 07382/387; kontakt@kelten-heidengraben.de

www.kelten-heidengraben.de

Dr. Dorothee Ade

Andreas Willmy M.A.

IKU Institut für Kulturvermittlung GbR

Hirschgasse 3

72108 Rottenburg am Neckar

Gerd Stegmaier M.A.

c/o Institut für Ur- und Frühgeschichte und

Archäologie des Mittelalters

Eberhard-Karls-Universität Tübingen

Schloss Hohentübingen

72070 Tübingen

11 Das Tor G der spätkeltischen Befestigung wurde nach den Ergebnissen der Ausgrabungen von 1981 teilrekonstruiert.

12 Blick aus Südost über den Heidengraben beim Burrenhof. In zwei schnurgeraden, zum Teil baumbestandenen Abschnitten überquert der Wall die Hochfläche.



Eine ikonografische Rarität

Die Maria-Joseph-Doppelfigur in Lauterstein-Weißenstein

Den meisten wird Weißenstein nur von der Durchfahrt aus Richtung Donzdorf über die Böhmenkircher Steige – deren Trasse übrigens auch ein Kulturdenkmal ist – nach Heidenheim bekannt sein. Doch besitzt der schattige Ort in einem engen Seitental der Lauter mit dem ehemaligen Rechbergschen Schloss (heute Sitz des Instituts Kage für Mikrofotografie) und der katholischen Pfarrkirche bemerkenswerte Baudenkmale mit entsprechender künstlerischer Ausstattung. Auf dem Platz nördlich der barocken Pfarrkirche befindet sich mit der Säulenfigur von Maria und Joseph, Rücken an Rücken dargestellt, eine weitere Besonderheit. Nach der Konservierung in der Werkstatt einer Steinrestauratorin wurde die Figur im Sommer 2011 wieder aufgestellt.

Karsten Preßler

Orts- und Kirchengeschichte

Weißenstein wurde erstmals 1241 im Zusammenhang mit einer vom Ortsadeligen „Ulrich von Winzinstain“ bezeugten Schenkung des Grafen von Helfenstein urkundlich erwähnt und dürfte wenige Jahre zuvor als Burgsiedlung entstanden sein. Seit dem 14. Jahrhundert befand sich der Ort unter Herrschaft der Herren und späteren Grafen von Rechberg, die für ihn vor 1384 Stadtrechte erlangten. Die von Rechberg bauten die Burg ab dem 15. Jahrhundert zu ihrem Residenzschloss aus, wählten die erstmals 1384 als Kapelle genannte Marienkirche zu Füßen des Schlosses als Grablege und stifteten 1478 für Weißenstein eine eigene Pfarrei. Die vermutlich aus diesem Anlass neu errichtete spätgotische Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt war ein Saalbau mit Westturm und Polygonalchor (Abb. 1). An der im 14. Jahrhundert erst-

1 Mathäus Merian, Ansicht von Weißenstein, Kupferstich aus der „Topographia Sueviae“, 1645.



mals erwähnten Burgkapelle waren seit dem späten 17. Jahrhundert eigene Kapläne beschäftigt. Bedingt durch die Zerstörungen im Spanischen Erbfolgekrieg begann man wohl bereits ab 1706 mit dem barock geprägten Umbau der Pfarrkirche. Der Elchinger Baumeister Christian Wiedemann (1680–1739), der fast zeitgleich bei der Wallfahrtskirche Ave Maria in Deggingen tätig war, vollendete schließlich ab 1716 den noch heute bestehenden „Neubau“ der katholischen Marienkirche. Mittelalterliche Bildwerke und der Turm des Vorgängerbaus wurden dabei übernommen. Veit Ernst III. Freiherr von Rechberg (1687–1719), seit 1709 Herr zu Weißenstein, hatte 1710 eine Kreuzreliquie aus Rom mitgebracht und die Pfarrkirche 1715 zu einer Wallfahrtskirche (Hl. Kreuz) geweiht. Die Freiherren von Rechberg, die stets beim katholischen Glauben blieben, waren nicht nur die Ortsherren, sondern besaßen auch die Patronatsrechte für die Pfarrkirche. Somit waren sie auch Bauherren und Stifter des 1724 geweihten Sakralbaus, dessen bedeutende Ausstattung erst im frühen 19. Jahrhundert mit den Deckengemälden vollendet wurde. Bis heute besteht ein Verbindungsgang auf der südlichen Schenkelmauer vom Schlossturm zum Herrschaftsatorium auf der zweigeschossigen Westempore der Pfarrkirche (Abb. 2; 4). Auf dem Höhepunkt der Wallfahrt veranstaltete man in den Jahren 1718 bis 1735 während der Fastenzeit Passionsspiele (Feste des Hl. Kreuzes).

Weißenstein kam 1806 zu Bayern und wurde 1810 württembergisch. Die strategisch wichtige Lage an einem der niedrigsten Alaufstiege fand mit der eingangs erwähnten, 1848 fertiggestellten und

bis heute stark befahrenen Böhmenkircher Steige eine moderne Ausprägung. 1901 wurde die bereits 1967 wieder für den Personenverkehr stillgelegte Bahnlinie Süßen–Weißenstein eröffnet. 1974 erfolgte der Zusammenschluss mit Nenningen zur Stadt Lauterstein.

Ortsbild und Standort der Figurensäule

Obwohl die meisten Teile der Stadtbefestigung mit den beiden Tortürmen an der in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Hauptstraße im frühen 19. Jahrhundert abgebrochen wurden, vermittelt Weißenstein mit Schloss, Pfarrkirche, Marktplatz und dem mittels Schenkelmauern verbundenen kompakten Ort das perfekte Bild eines planmäßig angelegten spätmittelalterlichen Residenzstädtchens „en miniature“ (Abb. 1; 2; 4). Die in einem engen Seitental der Lauter (östlicher Nebenfluss der Fils) dicht zusammengedrückte, nahezu quadratische Anlage, deren Straßen im Ortskern folgerichtig den Namen „Im Städtle“ tragen, zeichnet sich mit Kirche, Amtshaus und Schulhaus in Hanglage und Zehntscheune/Altem Pfarrhaus sowie Postexpedition an der Hauptstraße durch eine hohe stadträumliche Geschlossenheit aus. Die barocke Figurensäule befindet sich unmittelbar nördlich der Kirche unterhalb des Schlossbergs. Ein rechteckiger Brunnenrog mit Brunnenstock beziehungsweise Säule war wohl bereits in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf dem Platz vor der Kirche, damals noch der spätgotische Vorgängerbau, vorhanden. Auf der Urflurkarte von 1876 ist an der platzartigen Straßenerweiterung nordöstlich der Kirche ein Brunnen verzeichnet, der heute nicht mehr besteht (Abb. 2). 1914 wurde die Doppelfigur im Inventar der „Kunst- und Altertums-Denkmale“ erstmals am heutigen Standort beschrieben und auf das 18. Jahrhundert datiert. Im 20. Jahrhundert erfuhr der Platz nördlich der Kirche mit seiner ehemals vorhandenen Hanglage einschließlich der Randbebauung mehrere Umgestaltungen. An-



2 Flurkarte von Weißenstein, 1876.

stelle des „Unteren Reithauses“ nördlich gegenüber der Kirche, das als Schul- und Rathaus diente, errichtete man 1908 ein Schulhaus, während das zweite Reithaus westlich des Schulhauses abgebrochen wurde. Im Zuge einer Renovierung erhielt die Kirche 1967/68 an beiden Portalen der Längsseiten als Windfänge dienende gemauerte Anbauten. Zuvor war der nördliche Vorplatz eine ungliederte Fläche mit abschüssigem Gelände, auf der unvermittelt die Figurensäule stand, wobei wie heute Maria nach Osten und Joseph nach Westen Richtung Schloss blickte (Abb. 3). 1993/94 wurden im Rahmen einer Ortskernsanierung die Freiflächen der Ortsmitte neu gestaltet, der Platz nördlich der Kirche leicht angehoben, eingeebnet, mit Kalksteinen belegt und mit einer Frei- und Sitztreppe von der übrigen Straßen- und Platzfläche abgegrenzt.

Beschreibung der Säulenfigur

Die ohne Figur knapp 3 m hohe Säule setzt sich aus fünf Teilen zusammen: Sockelstein, Basis, Schaft, Kapitell und Platte (Abb. 7). Mit Ausnahme des aus hellem Kalkstein gefertigten Sockels bestehen die

3 Weißenstein, kath. Pfarrkirche mit Säulenfigur von Norden, ca. 1965.



4 Weißenstein, Stadtansicht von Osten („Städteblick“). Die Figürsäule ist unmittelbar rechts der Kirchenapsis zu erkennen.



übrigen Stücke der Säule aus rötlichem Marmor, der vermutlich in Untersberg bei Salzburg oder in Ruhpolding gebrochen wurde. Durch einen Stahlstift mit dem Kapitell fixiert, erhebt sich darüber die aus einem Stück gelblich-grünen Sandsteins gearbeitete, einschließlich Weltkugel ca. 1,35 m große Doppelfigur von Maria und Joseph, Rücken an Rücken dargestellt (Abb. 6; 7; 10). Die Attribute – bei Maria Sternenkranz und Zepter, beim Jesuskind jeweils Kreuznimbus und Reichsapfel und bei Joseph Lilie und Strahlenkranz – sind aus vergoldetem Eisenblech, das vermutlich später erneuert wurde und den Figuren als „Reliefgrund“ eine stärkere räumliche Wirkung verleiht. Das nach vorne tretende linke Bein und das voluminöse antikisierende Gewand mit wallenden Falten geben der der Stadt zugewandten Mariensculptur einen dynamischen Aufbau. In Anlehnung an die biblische Überlieferung der Johannes-Offenbarung ist die Weißensteiner Maria als „Mondsichelmadonna“ beziehungsweise „apokalyptisches Weib“ mit Sternenkranz und Mond zu ihren Füßen abgebil-

det. Auf dem Globus schreitend, mit dem Zepter in der Rechten und dem Jesuskind mit Reichsapfel in der Linken, zeigt sie herrschaftliche Insignien und eine von gütiger Macht geprägte Haltung. Der Typus der Gottesmutter mit Kind im linken Arm geht bereits auf frühchristlich-byzantinische Darstellungen zurück und war zunächst im Zuge volkstümlicher Marienverehrung in Sakralräumen des Mittelalters häufig anzutreffen. Losgelöst vom Kirchenraum und auf öffentlichen Plätzen aufgestellt, fand sie schließlich im 17./18. Jahrhundert als monumentale Skulptur, mit barocker Ausdruckskraft gestaltet und entsprechenden Attributen bestückt, als „Himmelskönigin“ oder „Madonna vom Siege“ größte Verbreitung. Ikonografisch betrachtet entspricht die Weißensteiner Madonna diesem Typus, lediglich die Paradiesschlange, die Maria als Überwinderin der Erbsünde mit dem Kreuzstab beziehungsweise Zepter durchbohrt, fehlen dieser Figur zum vollständigen Triumph. Auf der Rückseite zeigt das monolithisch gearbeitete Werkstück Joseph auf dem Globus mit Dop-

pelkartusche stehend, mit Blickrichtung nach Westen und dem Jesuskind im rechten Arm, das liebevoll seine Hand um dessen Hals legt (Abb. 7; 9). Joseph ist wie üblich bärtig und jünger als nach biblischer und apokrypher Überlieferung dargestellt und neigt seinen Kopf direkt seinem Pflegekind zu, sodass noch stärker als bei Maria auf der anderen Seite das Bild inniger Zuneigung entsteht. Zeitgenössisch bekleidet mit einem Kragenhemd und darüber geworfenem Mantel wirkt Joseph außerdem „weltlicher“ und weniger entrückt. Bei Abbildungen mit Jesus trägt Joseph als obligatorisches Attribut die Lilie als Symbol der Unschuld. Die Lilie ist nicht nur ein Hinweis auf die Unschuld Josephs an Marias Empfängnis, sondern vielmehr ein Sinnbild für den „defensor virginitatis“, den Behüter der Unschuld Marias.

Restaurierungen von 1986 und 2011

Anlass für die Konservierung von Säule und Figur waren Rissbildungen im Kapitell und dem oberen Drittel des Säulenschaftes, die von der aufmerksamen Kirchengemeinde im Herbst 2010 beobachtet und über das Diözesanbauamt den Denkmalbehörden mitgeteilt wurden. Während die Restauratorin die Säule vor Ort bearbeitete, wurde die Doppelfigur in die Werkstatt gebracht und dort untersucht, gereinigt und konserviert. Bei der vorangehenden Untersuchung auf Bemalungsspuren konnten nur noch spärliche Reste von drei aufeinander folgenden, aber nicht datierbaren Farbfassungen ermittelt werden (Abb. 8–10). Alle drei Fassungen scheinen monochrom gewesen zu sein,

wobei die unterste, also älteste Farbschicht aus hellgrauen Pigmenten mit dunklen Einschlüssen besteht. Möglicherweise sollte die Figur analog zur ungefassten rötlichen Marmorsäule durch eine monochrome Fassung das Erscheinungsbild eines hellen Marmors erhalten, der Sandstein dadurch quasi „veredelt“ werden. Bereits 1986 war die Säulenfigur unter Begleitung der Restaurierungswerkstatt des damaligen Landesdenkmalamtes restauriert worden, wobei eine anfangs beabsichtigte Acrylharz-Tränkung verhindert wurde. Diese Maßnahmen bestanden im Wesentlichen aus Reinigung, Risskittungen, Festigungen mit Kieselsäureester und entsprechen noch heute gültigen Kriterien, während die anschließend durchgeführte Hydrophobierung der Sandsteinfigur und farblose Silikonharzbeschichtung der Säule zwar nicht zu Schäden führten, aus heutiger Sicht aber unverhältnismäßig waren. Bei der im Sommer 2011 abgeschlossenen, sehr zurückhaltenden Maßnahme wurden zunächst die durch biologischen Befall (Algen) stark verschmutzte Figur und Säule mit Mikrodampfstrahlgerät gereinigt (Abb. 5). Anschließend festigte man die partiell absandenden Oberflächen der Skulptur mit Kieselsäureester und nahm vereinzelt Kittungen und Rissinjektionen vor (Abb. 8–10). Hauptschaden und somit eigentlicher Auslöser der Restaurierung waren die zahlreichen Risse im Säulenkapitell, die zunächst von Altkittungen befreit und anschließend mit verschiedenen Steinmehlen als Füllstoff und Acrylharzdispersion als Bindemittel gekittet und später mit einem über Kanülen injizierten Epoxydharzkleber verklebt wurden.



5 Reinigung der Figur mit Mikrodampfstrahlgerät in der Werkstatt der Restauratorin Martina Fischer, April 2011.



6–7 Weißenstein, Doppelfigur von Osten mit Maria und Jesuskind, März 2013. Doppelfigur und Säule von Westen mit Joseph und Jesuskind, März 2013.

Verehrung von Maria und Joseph mittels öffentlicher Bildwerke

Bei der in Mitteleuropa seit dem 16. Jahrhundert im großen Stil einsetzenden Aufstellung von Plastiken auf öffentlichen Plätzen handelte es sich vor allem um Brunnenfiguren, wobei Maria besonders häufig auftrat. Die Gottesmutter galt als Quell der Freude, Fruchtbarkeit und Beschützerin vor der Pest. Die schon seit dem Mittelalter stark verbreitete Marienverehrung wurde im 16. Jahrhundert auch durch die katholische Kirchenlehre weiter gestärkt. Beim ganz im Zeichen der Gegenreformation stehenden Konzil von Trient (1545–63) wurde neben der Behandlung vieler theologischer Fragen auch die „unbefleckte Empfängnis“ Marias bestätigt, die übrigens häufig mit der Empfängnis Jesu, also der Jungfrauengeburt, verwechselt wird. Demnach galt Maria im Gegensatz zu allen anderen Sterblichen bereits bei der Empfängnis durch ihre Mutter Anna als von der Erbsünde befreit. Zum Dank für den Sieg über die Türken bei der Seeschlacht von Lepanto am 7. Oktober 1571 wurde fortan der Jahrestag als Feiertag „Unserer Lieben Frau vom Sieg“ begangen, später „Rosenkranzfest“ genannt. Die volkstümliche Marienfrömmigkeit und Maria als katholisches Hoheits- und Ehrensymbol (Gegenreformation, Sieg über die Türken) fanden schließlich im 18. Jahrhundert ihren Höhepunkt, als neben bereits geläufigen Darstellungen der „Pietà“, der „immaculata conceptio“ (unbefleckte Empfängnis) oder der „Himmels-

königin“ mit der „Madonna vom Siege“ ein Sujet hinzukam, das alle Eigenschaften Marias triumphal vereinte.

Im Gegensatz zu Maria war der hl. Joseph von Nazareth in theologischer Hinsicht im Mittelalter wegen seiner rein irdischen Ehe mit Maria und der „Konkurrenz“ zur göttlichen Vaterschaft als Heiligenfigur zunächst problematisch. Erst seit dem 15./16. Jahrhundert nahm die Joseph-Verehrung einen ersten Aufschwung, als er zum Beispiel vermehrt mit der hl. Familie oder als Mitglied der hl. Sippe dargestellt wurde. 1621 erhob Papst Gregor VI. den 19. März zum Feiertag für den hl. Joseph, wenige Jahrzehnte später wurde Joseph Patron der Herzogtümer Bayern (1663) und Österreich (1675). Auch die Jesuiten förderten die Joseph-Verehrung, sahen sie doch in Jesus, Maria und Joseph die „irdische Dreifaltigkeit“, auch „Jesuitische Trinität“ genannt. Die Würdigung des hl. Joseph als arbeitsamen und sorgenden Familienvater schließlich fand während der Industrialisierung im 19. Jahrhundert ihren Höhepunkt, seit 1870 ist er auch Schutzpatron der katholischen Kirche (Papst Pius IX). Joseph von Nazareth wird üblicherweise in antiker Tracht mit gegürteter Tunika, Mantelpallium und blühendem Stab, Lilie oder Zimmermannswerkzeug abgebildet. Das typische Andachtsbild zeigt Joseph als Einzelfigur mit dem Jesuskind, wobei die Lilie als Symbol der Unschuld obligatorisch ist. Als Ehemann Marias und Vater Christi ist Joseph ikonografisch betrachtet der „defensor virginitatis“.

8–10 Befund- und Maßnahmenkartierung:

Doppelfigur/Maria;
Doppelfigur/Joseph;
Doppelfigur/Seitenansicht von Süden (rechts Maria, links Joseph);
Restauratorin Martina Fischer, Juli 2011.



Maria und Joseph als Doppelfigur – beispiellos?

Doppelfigurige Darstellungen, das heißt thematisch und formal gleichartig Rücken an Rücken abgebildete Personen oder Personifikationen, treten bei Kirchengestaltungen zum Beispiel in der Kleinkunst, als Doppelbüstenreliquiare, Doppelkruzifixe, Vortragekreuze, Prozessionsfiguren, Apostel-Doppelfiguren (z.B. Chorgestühl Schwäbisch Gmünd, um 1550) oder Memento-Mori-Darstellungen (Jugend/Alter) bereits seit dem Hochmittelalter auf. Auch bei Kirchengestaltungen bilden Doppelmadonnen die größte Gruppe und wurden etwa als Rosenkranzmuttergottes oder Marienleuchter meist im Kirchenschiff aufgehängt.

Diese Beispiele entstanden aber im engen sakralen Kontext und sind als unmittelbare Vergleichsobjekte zur Weißensteiner Säulenfigur nicht geeignet. Neben der Doppelfigurigkeit ist die freiplastische öffentliche Aufstellung das wichtigste Kriterium. So gibt es freistehende Doppelkruzifixe oder Kleindenkmale, etwa Bildstöcke (z.B. Doppel-Pietà). Gestaltet als Monumentalskulptur und aufgestellt an öffentlichen Plätzen kommen Doppelfiguren aber äußerst selten vor. Mit dem Säulenbrunnen auf dem Marktplatz von Schwäbisch Gmünd hat sich bereits Judith Breuer in Heft 2/1984 dieser Zeitschrift eingehend beschäftigt und ihn als „bedeutendsten Marienbrunnen Süddeutschlands“ gewürdigt. Bei der im frühen 18. Jahrhundert geschaffenen Doppelfigur auf älterer Säule werden Him-



11 Schwäbisch Gmünd,
Marien-Doppelfigur
auf der Säule des Markt-
brunnens, frühes 18. Jahr-
hundert, Südseite: Imma-
culata, Zustand 1996.



melskönigin und Immaculata dargestellt (Abb. 11; 12). Neben diesem herausragenden Beispiel finden sich außer einer weiteren doppelten Maria in Zwiefalten-Baach (Kopie) wohl kaum monumentale beziehungsweise annähernd lebensgroße Doppelfiguren in Südwestdeutschland. Die 1710 von Anselm Storr gefertigte Maria, deren Original sich heute im Zwiefaltener Peterstormuseum befindet, ist mit Jesuskind und auf der anderen Seite als Jungfrau ohne Kind mit Sternenkranz, aber ohne weitere Attribute abgebildet (Abb. 13). Dank eines bemerkenswerten Quellenfonds der Historikerin Gabriele von Trauchburg scheint inzwischen auch eine genaue Datierung der Weißensteiner Säule einschließlich Figur möglich: Aus den im gräflich-rechberg'schen Archiv vorhandenen „Heiligenrechnungen“ geht hervor, dass (der nicht weiter bekannte Steinmetz) Simon Bayr 1701/02 den Auftrag für die Errichtung einer Säule unterhalb des Kircheneingangs erhielt. Da die Figur nicht signiert ist, bisher keine weiteren schriftlichen Hinweise zu ihrer Entstehung bekannt sind und eine stilistische Zuordnung schwierig ist, bleibt die jahrgenaue Datierung anhand dieser Quelle aber nicht absolut sicher. So könnten Säule und Figur

12 Schwäbisch Gmünd,
Marien-Doppelfigur,
Seitenansicht von Wes-
ten (links Himmelsköni-
gin, rechts Immaculata),
Zustand 2013.

auch mit zeitlichem Abstand voneinander entstanden sein. Dennoch bietet die Quelle zusammen mit der nachgewiesenen Bautätigkeit an der Weißensteiner Pfarrkirche einen wichtigen Hinweis auf die Herstellung von Säule und Figur im frühen 18. Jahrhundert.

Trotz der ungewöhnlichen Ikonografie ist die Weißensteiner Skulptur typisch für das jahrhundertelange von den Grafen von Rechberg regierte Albvorland. Diese traten vor allem im 17. und 18. Jahrhundert als Stifter für Wallfahrten (z. B. Wallfahrtskirche Hohenrechberg 1686–1688), Kapellen, Kirchengestaltungen und einzelne Heiligenfiguren auf (z. B. 1739 gestiftete Nepomukfigur von Johann Jakob Schweizer auf dem Bernhardusberg). Im Stiftungswesen und der Auswahl der Künstler zeigt sich letztlich auch der Einfluss des bayerischen Hofes und der Jesuiten auf die Grafen von Rechberg, die den bayerischen Herrschaftsteil im Oberen Filstal verwalteten.

Dass auch Joseph in Weißenstein einen großen Stellenwert als Heiliger besaß, beweist nicht nur

der durch das enge Tal fließende „Josephsbach“ sondern auch eine Holzfigur aus dem 18. Jahrhundert, die Joseph mit Jesuskind auf dem Arm zeigt und sich als Pendant zur Mutter Anna mit der kleinen Maria neben dem Altarbild der Weißensteiner Schlosskapelle befindet. Möglicherweise besteht auch ein Bezug der Richtung Schloss blickenden Josephsfigur zu Graf Joseph Rudolf von Rechberg, der 1709 bis 1711 Schlossherr war.

Während sich für „gleichpersonige“ Doppelfiguren vor allem in Gestalt von Marienstandbildern einige wenige Beispiele finden lassen, sind Exemplare mit dem Abbild Marias und Josephs in einer Figur noch seltener. Judith Breuer beendete ihren Beitrag 1984 mit dem Aufruf an die Leser, Hinweise auf weitere „doppelgesichtige Brunnenmarien“ zu geben. Jetzt werden unsere aufmerksamen Leser darum gebeten, uns weitere Beispiele für Maria-Joseph-Doppelfiguren zu nennen!

Literatur und Quellen

Gabriele von Trauchburg: Ein Krieg, eine Reliquie und eine Wallfahrt – die Entstehung der Weißensteiner Kirche im 18. Jahrhundert, Vortrag/unveröffentlichtes Manuskript 2012.

Dies.: Die Rechbergischen Adelsitze als Spiegel familiären Aufstiegs, in: Wolfgang Wüst u.a. (Hrsg.): Adelsitze – Adels Herrschaft – Adelsrepräsentation in Altbayern, Franken und Schwaben, Neuburg a.d. Donau 2012.

Martina Fischer: Weißenstein, kath. Kirche, Mariensäule, Steinkonservierung (Obj. Nr. 976), Bericht und Dokumentation vom 02.07.2011.

Hans-Wolfgang Bächle: Das Adelsgeschlecht der Rechberger: Burgen und Schlösser, Kirchen und Kapellen, Kunstwerke, Grabdenkmäler, 2. Aufl. Schwäbisch Gmünd 2005.

Heribert Hummel: Lauterstein. Kirchen und Kapellen (= Schwäbische Kunst Denkmale, Heft 51), Weißenhorn 1992.

Judith Breuer: Der Marienbrunnen auf dem Marktplatz in Schwäbisch Gmünd, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 13/2, 1984, S. 76–81.

Josef Seehofer: Stadt Lauterstein in Vergangenheit und Gegenwart, Schwäbisch Gmünd 1981.

Wolfgang Braunfels (Hrsg.): Lexikon der christlichen Ikonographie, Ikonographie der Heiligen, Bd. 7 (Innozenz bis Mechisedech), Rom–Freiburg–Basel–Wien 1974.

Die Kunst- und Altertums-Denkmale im Königreich Württemberg, hg. v. Eugen Gradmann. Donaukreis, Oberamt Geislingen, bearb. v. Julius Baum, Esslingen 1914.

Dr. Karsten Preßler

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege



13 Zwielfalten-Baach, Brunnenfigur mit „doppelter Maria“ um 1710 (Kopie), hier die Seite mit der Darstellung Marias mit Jesuskind.

Eine lange Leidenszeit geht zu Ende Das Alte Hallenbad in Heidelberg – und was davon übrig blieb

„Obwohl in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg zahllose Bäder gebaut wurden, ist das Heidelberger Bad [...] eines der ganz wenigen Beispiele, das die Zeiten fast unverändert überdauert hat. Viele Bäder wurden umgenutzt und damit eigentlich zerstört, oder sie haben bereits durch Kriegsschäden und Sanierungen der 50er und 60er Jahre ihre komplette Originalausstattung verloren. Besonders bemerkenswert ist in Heidelberg, dass fast alle Ausstattungsdetails noch erhalten sind, dies trifft für kein anderes Bad in diesem Umfang zu“ (Melk-Haen). Heute – nach fast 30-jähriger Planungsphase und der Sanierung – fällt das Urteil anders aus.

Claudia Baer-Schneider

Entstehung des Hallenbads

Zwischen 1880 und 1902 entstanden allein in Deutschland mehr als 250 Hallenbäder, wobei sich allmählich ein Typus mit zwei von Betonkuppeln oder -tonnen überwölbten Schwimmhallen durchsetzte. In Heidelberg gab es zu dieser Zeit zwar „reichlich Gelegenheit, Bäder in allen Formen nehmen zu können, um den Körper zu kräftigen und zu reinigen, oder ihm die nötige Erholung zuteil werden zu lassen“ (Kuckuck), denn die Stadt verfügte über Flussbadeanstalten ebenso wie über medizinische und der Reinigung dienende Bademöglichkeiten. Ein Hallenbad, wie es beispielsweise Stuttgart, Karlsruhe oder Heilbronn bereits hatten, fehlte jedoch. Für dessen Errichtung sorgte schließlich der Zimmermann Alois Veth. Er wählte

dafür seinen ehemaligen Abzimmerplatz zwischen der Bergheimer Straße im Norden und den 1840 am Stadtrand von Heidelberg errichteten Bahnanlagen im Süden. Die Pläne lieferte Franz Sales Kuhn (1864 Ebringen bei Freiburg–1938 München), der sich nach dem Studium an der Kunstgewerbeschule München 1898 in Heidelberg niedergelassen hatte und im Laufe der Zeit zu einem der bekanntesten Architekten der Stadt wurde. Am 23. April 1906 fand die offizielle Eröffnung des Bades statt.

Der Bau und seine Funktionen

Das neue Hallenbad sollte über zwei Schwimmhallen, eine Abteilung mit Reinigungsbädern sowie ein Dampfbad verfügen. Kuhn orientierte sich



1 Südseite des Bergheimer Hallenbades nach der Sanierung, 2013.

2 Detail aus dem Männerbad nach dem Umbau zur Markthalle. Im Hintergrund ist die Reproduktion einer historischen Abbildung des Alten Hallenbads im Zustand von 1906 zu erkennen.



an dem nach Plänen Karl Hocheders errichteten Müller'schen Volksbad in München (1897–1901), von dem er die asymmetrische Anordnung der Hallen, die Eisenbetongewölbe und die umlaufenden Galerien übernahm. Ihm stand jedoch nur ein kleines unregelmäßiges Grundstück zur Verfügung, das durch ein Wohngebäude an der Bergheimer Straße erschlossen war. Für die Ausführung des repräsentativen Haupteingangs mit seinem im Erdgeschoss vorgelegten Arkadengang auf der Südseite wollte man den seit Längerem geplanten Abbruch der Bahnanlagen abwarten. Da Letzterer aber erst 1955 erfolgte, blieb es beim Provisorium. Die Südfassade zeigte deshalb nur eine wenig gegliederte, von einem ockergelb durchgefärbten Spritzputz überzogene Mauerfläche, die von zwei großen Thermenfenstern durchbrochen wird.

Im Inneren gelangte man vom zentralen Eingangsbereich in die große Männerschwimmhalle auf der Ostseite und in das kleinere Damenbad im Westen. Auch der Zugang zum Dampfbad und den Wannenbädern der 1. und 2. Klasse, die sich im Erdgeschoss und im ersten Obergeschoss befanden, erfolgte von hieraus. Die Reinigungsbäder der 3. Klasse waren dagegen wie das Hundebad im Keller untergebracht.

Beide Schwimmhallen verfügten über je ein von gelbem Sandstein eingefasstes Becken, an dessen Stirnseite aus Löwenhäuptern (Männerbad) beziehungsweise Menschen- und Fischköpfen (Damenbad) stetig Wasser floss. Entlang der Wände waren hölzerne Umkleidekabinen angeordnet. Darüber verläuft eine Galerie, deren Brüstung aus vorgefertigten Eisenbetonplatten mit einer durchbrochenen Rosette mit abgeschrägten Ecken besteht. Ebenfalls aus Beton gefertigt sind die Kassettendecken über den beiden Schwimmhallen. Kuhn entwickelte hierfür eine besondere Technik, die er patentieren ließ: Die Kassetten wurden „mit nach unten erweitertem Zwischenraum auf der

Lehrschalung verlegt und durch Armieren und Betonieren des letzteren mit rippenartiger Verstärkung nach oben zu einem tragfesten Ganzen verbunden“ (Bauzeitung 1908). Im Damenbad ist die Decke als flache Kuppel über Zwickeln mit aufgesetzten Jugendstilornamenten gestaltet, im Männerbad als Tonnengewölbe, das zusammen mit den Thermenfenstern den antikisierenden Charakter des Raumes unterstreicht. Ebenfalls auf ein römisches Vorbild geht das vom Karlsruher Bildhauer Eugen Mezger geschaffene Stuckrelief in einer der Stichkappen zurück. Es zeigt in Anlehnung an augusteische Reliefs, die man 1879 in der Villa Farnesina in Rom fand, die beiden Schutzgötter für das Baden beziehungsweise den Sport, Herkules und Merkur. Ein weiteres Kunstwerk, ein buntes Muschelmosaik, zierte bis zu seinem Abbruch 1950 die nördliche Stirnwand.

Um eines der Reinigungsbäder oder das Dampfbad zu besuchen, betrat man von der zentralen Kassenhalle aus einen Warteraum. Seine dunkle Holzausstattung mit verschiedenen Intarsien ist ebenso wie der farbige Kachelofen ganz dem Jugendstil verpflichtet. Im Bereich der Reinigungsbäder erschloss ein gerader Flur die weiß gekachelten Kabinen, in denen sich jeweils eine Betonwanne befand. Prächtiger ausgestattet waren dagegen die Räumlichkeiten des Dampfbades, wo es Bänke sowie Heizungs- und Wandverkleidungen aus Jurakalkmarmor gab. Aus diesem Material sind auch die dorischen Säulen des von einer kassettierten Kuppel überwölbten Zentralraums, der Duschen und ein Tauchbecken beherbergte. Im gesamten Gebäude war ursprünglich auf fast allen Wand- und Deckenflächen ein weißgrauer Kalkmörtel-Spritzbewurf vorhanden. Dazu passen die hellgrauen Holzkabinen mit ihren geschnitzten Medaillons, die Ornamente oder Motive aus der Wasserwelt zeigten, wobei ihre blauen Türen neben den türkis gekachelten Becken farb-

liche Akzente setzten. Außerdem gaben metallglänzende Lüftungsgitter, Heizungsverkleidungen und Lampen den Räumen ein edles Gepräge.

Die für die damalige Zeit hochmoderne Technik war hauptsächlich im Untergeschoss untergebracht, wo neben den Stützenkonstruktionen der Becken die Pumpen zur Umwälzung des Beckenwassers sowie die Wasch- und Trockenmaschinen Platz fanden. Ein Kohleofen erzeugte Dampf, der über eine Turbine den Strom für elektrisches Licht lieferte, aber auch der Erwärmung des Hauses sowie des benötigten Wassers diente. Ein ausgeklügeltes System sorgte für Frischluft, die vorab, nicht zuletzt wegen des nahen Bahnbetriebs, gereinigt und mit Ozon versetzt wurde, um den Keimgehalt zu senken und den störenden Badergeruch zu mindern. Darüber hinaus konnten in den Nassräumen Düsen in den Decken kühlenden Sprühnebel verteilen.

Die Zeit von 1907 bis zur Stilllegung

Da sich Veth finanziell übernommen hatte, erwarb 1907 die Stadt das Bad. Sie ließ in den 1920er Jahren die Wände weiß kacheln oder zumindest den bauzeitlichen Putz glätten und überstreichen. Um 1950 erfolgte eine umfassende Renovierung, wobei unter anderem alle Kabinen hell gestrichen wurden und der dunkelblaue Plattenbelag im Herenduschbereich einem weißen weichen musste. Statt der bisher vorherrschenden Farbgebung erstrahlte nun endgültig alles in hygienischem Weiß. Eine weitere Modernisierung erlebten die Gebäude 1967, als man die Geschlechtertrennung der Schwimmhallen aufhob, was vor allem den Bau eines Verbindungstrakts erforderte. Die inzwischen dringend notwendige Grundsanierung innen und außen unterblieb jedoch. Stattdessen zog man den Abbruch der auch in Hinsicht auf die gültigen Hygiene- und Sicherheitsbestimmungen nicht mehr zeitgemäßen Anlage in Betracht. Besonders der damalige Oberbürgermeister trat seit Mitte der 1970er Jahre vehement dafür ein, weshalb er die 1978 erfolgte Aufnahme des Gebäudes in die Liste der Kulturdenkmale ausdrücklich bedauerte.

1981 stellte die Stadt den Badebetrieb mit dem Hinweis auf eine Gefährdung der Besucher ein. Das daraufhin erarbeitete baufachliche Gutachten kam zum Schluss: „Unsere Zeit, in der aktiver Denkmalschutz einen angemessenen Platz gefunden hat, wird vom baukünstlerischen Standpunkt her dem Bad bestätigen, dass es als Bauwerk von gesteigertem historischem Interesse ist und sein Abriss einen unersetzlichen Verlust bedeuten würde. Von bädertechnischen Gesichtspunkten aus jedoch kann dies nicht bzw. nicht mehr gesagt werden: Nicht nur alle technischen Einrichtungen sind bis zur Versagensgrenze korrodiert und zu-

gleich überholt, auch die Funktionsabläufe erfordern eine Anpassung an die geänderten Badegewohnheiten und die erhöhten hygienischen und technischen Anforderungen unserer Zeit, die jedoch nur unter hohem Aufwand möglich wären.“

Abbruch oder Umnutzung?

Es folgte eine 30-jährige Leidenszeit, die mit erheblichen Verlusten an Substanz und Ausstattung einherging. Bis 1991 dienten die beiden Hallen als Proberaum für Theater und Orchester, während im Wannenbadbereich das Amt für Verteidigungslasten saß. Ein Gutachten prüfte 1985, ob das Bad wiederhergestellt oder besser umgenutzt werden sollte. Hierbei reichten die Vorschläge von einer Nutzung als Theater, wobei zusätzlich ein Café, Läden, ein Wochenmarkt sowie Büros hätten Platz finden sollen, bis zur Unterbringung einer Synagoge (Damenbad) mit zugehöriger Mikwe (Dampfbad).

3 Das Männerbad in einer Aufnahme vor der Entfernung des Mosaiks, 1950.

4 Das Männerbad im Jahre 1994. Die Umkleidekabinen sind ebenso entfernt wie die Fliesen.





5 Die neue Markthalle im ehemaligen Männerbad, 2013.

Über Vor- und Nachteile der einzelnen Vorschläge diskutierten nicht nur die politischen Gremien kontrovers, auch innerhalb der Bevölkerung, die teils sehr an ihrem Bad hing, erhoben sich immer mehr Stimmen für dessen Wiedereröffnung. Dafür engagierte sich neben den „Bürgern für Heidelberg“ besonders der neue Verein „Baden im Alten Hallenbad“. Man veranstaltete Vorträge, Unterschriftenaktionen sowie Foren in Radio und Zeitung. Während der Oberbürgermeister dort die Wiederherstellung als Finanzabenteuer bezeichnete, warfen ihm seine Gegner vor, er lasse das Bad gezielt verrotten.

6 Das Frauenbad nach Aufgabe der Schwimmbadnutzung, 1991.

7 Das ehemalige Frauenbad dient nun als Veranstaltungsraum, 2013.

Der Denkmalrat sprach sich ebenso wie der Deutsche Werkbund Baden-Württemberg für den Erhalt als Bad aus. Das Landesdenkmalamt unterstrich, dass nur so der Bestand des kunst-, kultur- und technikgeschichtlich bedeutenden Bades ge-

währleistet werden könne. Es bewilligte deshalb 1987 einen Zuschuss für die Sanierung, den die Stadt jedoch nie in Anspruch nahm. Zwei Jahre später beschloss der Gemeinderat, das Hallenbad instand zu setzen und wieder zu eröffnen.

Als Planungsgrundlage entstanden eine Bauaufnahme, eine restauratorische Befunduntersuchung, ein statisch-konstruktives Gutachten sowie eine baufachliche Analyse, für die man allerdings leider die Fliesen und große Teile der Holzausstattung entfernte. Zum damaligen Zeitpunkt sahen die Experten das Gebäude, dessen Wert sie auch unter technischen Gesichtspunkten hoch schätzten, als mit vertretbarem Aufwand erhaltensfähig an. Um im Hallenbad jedoch einen den aktuellen Vorschriften und Ansprüchen genügenden Betrieb zu gewährleisten, sollten beide Schwimmballen vereint werden. Außerdem waren der Einbau einer



Sauna sowie der Abbruch des Hundebades vorgesehen. Neu sollten ein Café, ein Kulturzentrum im ehemaligen Heizhaus sowie ein Aufzugturm auf der Südseite hinzukommen. Die Umsetzung des Konzepts scheiterte jedoch vor allem aus finanziellen Gründen.

Endgültiges Aus für das Schwimmbad

Die Suche nach einer für alle Beteiligten konsensfähigen Lösung ging weiter. Ein Bebauungsplan sah 1996 die Unterbringung von Gewerbe (Markthalle, Läden) und den Bau der Vorhalle auf der Südseite vor. 1997 diskutierte man in einem Workshop über verschiedene Nutzungsvarianten. Auf die überregionale Ausschreibung des Anwesens hin meldeten sich mehrere Interessenten, deren Konzepte von einer Wohnnutzung bis zur Wellnessoase reichten. Die Denkmalpflege begleitete das Verfahren und forderte unermüdlich den Erhalt der historischen Substanz. Realisiert wurde keines der Projekte, nicht zuletzt, weil Investoren absprangen. Nachdem von 1998 an immerhin Dächer und Dachstuhl mithilfe von staatlichen Denkmalpflegemitteln des Landes gesichert worden waren, brachte man von 2006 an vorübergehend ein Theater beziehungsweise eine Disco im Bad unter. Unter den deshalb erforderlichen Technik- und Sanitärinstallationen litten besonders Substanz und Erscheinungsbild der Südfassade.

Im Jahr 2000 beschäftigte sich ein weiterer Workshop ohne greifbares Ergebnis mit dem Hallenbad. Schließlich schrieb die Stadt das Objekt 2007 erneut zum Verkauf aus, verbunden mit der Auflage, dass alle Eingriffe einer späteren Nassnutzung nicht entgegenstehen dürften. Aufgrund juristischer Formfehler stoppte man das Verfahren allerdings, sodass erst die erneute Ausschreibung im darauffolgenden Jahr zum Verkauf führte – an den einzig verbliebenen Bieter.

Sanierung und Umbau

Der neue Eigentümer plante im Untergeschoss – dem Bereich der Becken und ihrer Substruktionen – die Unterbringung von Einzelhandel und den erforderlichen Funktionsräumen, während er im Herrenschwimmbad eine Markthalle eröffnen wollte. Ins ehemalige Heizhaus und ins Damenbad sollte Gastronomie einziehen. Ober- und Dachgeschoss waren für Wellnessangebote, eine Tanzschule und für Büros vorgesehen. Für die Denkmalpflege erwies sich die Planung als nicht unproblematisch, da sie den Abbruch von Schwimmbecken und Technik sowie zahlreiche voluminöse Dachaufbauten erforderte. Andererseits hatte das Hallenbad über die Jahre hinweg empfindliche Verluste erlitten und befand sich mittlerweile in einem Zustand, der eine weitere Verzögerung der Sanierung nicht erlaubte. Deshalb erklärte sich die Denkmalpflege bereit, das Konzept weitgehend mitzutragen, sofern bestimmte Bauteile wie die Kassettendecken und die Holzausstattung erhalten blieben und die Arbeiten insgesamt denkmalgerecht durchgeführt würden.

Die Südseite des Bades sollte nun zur Hauptfassade werden, indem sie eine eingeschossige Vorhalle bekam. Da diese Planung schon auf den ursprünglichen Entwurf von Kuhn zurückging, äußerte die Denkmalpflege keine grundsätzlichen Bedenken. Allerdings kam eine direkte Übernahme der bauzeitlichen Idee nicht in Frage, da neue Bauteile als solche erkennbar sein müssen und eine Umsetzung des historischen Entwurfs mit modernen Materialien und Techniken in der Ausführung nicht befriedigt hätte. Stattdessen entschied man sich für einen Vorbau mit großen Glasflächen und einer zierlichen rechteckigen Konstruktion aus hellgrauem glattem Beton. Für das Balustradengeländer griff der Architekt das Leitmotiv aus dem Inneren des Bades, die Rosette im Quadrat, auf. Zusätzlich entstand in direktem Kontakt zur west-

8 Der Kachelofen im ehemaligen Warteraum des Dampfbades, heute Eingangsbereich zur Salzgrotte, 2013.

9 Das obere Geschoss des heutigen Eingangsbereichs zur Salzgrotte, 2013.





10 Der frühere Innenhof und heutige Durchgang mit neuem Glasdach 2013.

11 Das Innere des ehemaligen Dampfbades nach seiner Umgestaltung zur Salzgrotte, 2013.

lichen Brandwand des Frauenbades ein schmaler Büroanbau, der sich durch seine aus glattem Beton gefertigte Lochfassade aber sehr zurücknimmt. Der alte Zugang von der Bergheimer Straße und der anschließende Innenhof blieben erhalten. Um jedoch den von der Stadt geforderten barrierefreien Durchgang nach Süden zu ermöglichen, musste eine Geschossebene eingezogen und der



gesamte Raum mit einem Glasdach versehen werden. Da dies mit erheblichen Eingriffen verbunden war, forderten die Denkmalbehörden eine Glasfuge als Anschluss an die historischen Fassaden des Innenhofs, um den Gesamteindruck zu erhalten. Nachdem man nach einiger Überlegung auf die ursprünglich geplante umfangreiche Nutzung der Dachgeschosse verzichtete, entfielen erfreulicherweise zum einen störende Dachaufbauten. Zum anderen reichte eine zimmermannsmäßige Sanierung zur statischen Sicherung von Decken und Dachstuhl aus. Die Hallen mit ihren Galerien und den Kassettendecken, deren Zustand sich als besser erwies als befürchtet, blieben erhalten und wurden restauriert. Ein blauer Betonboden erinnert an die frühere Wasseroberfläche. Von den Becken selbst blieben die Einfassungen mit den Wasserspeiern und die Einbindung des schrägen Beckenbodens in die Wände unter dem Damenbad erlebbar.

Im Herrenbad beengt ein zusätzlich in die Mitte des „Beckens“ gestellter separater Baukörper, der der Vergrößerung der bewirtschaftbaren Fläche geschuldet ist, den Raum, wohingegen sich die Marktstände anstelle der ehemaligen Umkleekabinen gut einfügen.

Erfreulicherweise konnte das, was an Ausstattung im Bad verblieben war, wie beispielsweise die Fenster, die Holztüren mit ihrer Kalksandsteinrahmung oder das Kassenhäuschen, erhalten bleiben und in das neue Konzept eingebunden werden. Besondere Anliegen der Denkmalpflege waren dabei die Instandsetzung der doppelten Metallthermenfenster in den Hallen und des Stahlglasdaches über dem früheren Heizhaus sowie die Rettung des Warteraums mit seiner hölzernen Jugendstilausstattung und dem Kachelofen. In alter Tradition dient er nun als Empfangsbereich für die ins frühere Dampfbad eingezogene Salzgrotte.

Fazit

Vergleicht man das heutige Alte Hallenbad mit historischen Fotos oder mit der eingangs zitierten Würdigung, so muss man – und dies sicher nicht nur aus fachlicher Sicht – einen großen Verlust beklagen. Das Kulturdenkmal hat im Laufe der Zeit seine Nutzung ebenso verloren wie wichtige Teile seiner Ausstattung – mitunter, ohne dass dies wirklich erforderlich gewesen wäre (Fliesen). Aber entgegen allen Abbruchbestrebungen und dank des unermüdlichen Engagements vieler Beteiligten steht das Bad noch. Das über Jahrzehnte hinweg verwahrloste Gebäude wurde saniert und einer neuen Nutzung zugeführt. Dabei mussten alle Seiten Kompromisse eingehen, die Forderungen der Denkmalpflege fanden jedoch weitgehend Berücksichtigung, etwa was den Erhalt von



historischer Substanz, den Umgang mit der noch vorhandenen Ausstattung oder die Ablesbarkeit von modernen Zutaten angeht. Das Alte Hallenbad – zumindest fast alles, was vor dem nun erfolgten Umbau noch von ihm übrig war – ist damit für die Zukunft gerettet.

Literatur

Stadt Heidelberg (Hrsg.): Altes Hallenbad in Heidelberg, 1992 (Manuskript).

Institut für Gebäudeanalyse und Sanierungsplanung GmbH: Altes Hallenbad Heidelberg, Bauaufnahme, Raumbuch, Fotodokumentation und baufachliche Bestandsanalyse, München 1991; darin auch: Christina Melk-Haen: Kunsthistorische Bewertung und Quellenforschung zur Baugeschichte (Manuskript).

Kai Budde: Der Architekt Franz Sales Kuhn, Veröffentlichungen zur Heidelberger Altstadt 18, Heidelberg 1983.

Stadt Heidelberg (Hrsg.): Baufachliches Gutachten, Altes Hallenbad in Bergheim/Heidelberg, 1981 (Manuskript).

Kuckuck: Die baulichen und technischen Einrichtungen des Heidelberger Hallenbades, HD, in: Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für Volksbäder, Bd. 5 Heft 4, Berlin 1910, S. 388–407.

Franz Sales Kuhn: Das Hallenschwimmbad in Heidelberg, Deutsche Bauzeitung 42/I, 1908, S. 309–313.

Praktischer Hinweis

Große Bereiche des Alten Hallenbades sind während der üblichen Ladenöffnungszeiten allgemein zugänglich.

Dr. Claudia Baer-Schneider
Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 26 – Denkmalpflege

12 Ehemaliger Heizraum, Zustand 1994.

13 Der ehemalige Heizraum des Bades wurde zum Gastronomieraum, 2013.



14 Das Männerbad mit Blickrichtung Süden, 2013.



„ ... sondern man muss auch auf ihre
Erhaltung sinnen ... “

Zum Beginn der didaktischen Präsentation von archäologischen Ausgrabungen in Südwestdeutschland

Viel länger als früher vermutet lässt sich heute die didaktisch aufbereitete Präsentation von archäologischen Zeugnissen der römischen Epoche in Südwestdeutschland dokumentieren. Nach ersten Anstrengungen Ende des 16. Jahrhunderts sind im späten 18. Jahrhundert in der damaligen Kurpfalz, im Herzogtum Württemberg und in der Markgrafschaft Baden fast gleichzeitig Maßnahmen zur musealen Präsentation von Funden in der Nähe des Ausgrabungsortes oder gar zur Erhaltung von ausgegrabenen Gebäuderesten fassbar. Der vorliegende Beitrag möchte diese Anfänge darstellen und die zeitgenössischen Rahmenbedingungen aufzeigen.

Martin Luik

Schloss Köngen als Aufbewahrungsort archäologischer Funde

Bei neueren Forschungen hat sich gezeigt, dass das Schloss in Köngen ehemals eines der ältesten archäologischen Museen Baden-Württembergs beherbergte. Bis vor wenigen Jahren war das Gebäude ein Sorgenkind der Landesdenkmalpflege. Um das Jahr 1985 fast abbruchreif, wurde es 1991 von der Gemeinde Köngen käuflich erworben und 1995 bis 2007 umfassend saniert (Abb. 1). Die dafür erforderlichen Mittel stellten außer dem neuen Eigentümer diverse Privatpersonen, die Deutsche Stiftung Denkmalschutz, die Denkmalstiftung Ba-

1 Köngen, Schloss.
Aktueller Zustand (2010).
Blick von Nordosten.



den-Württemberg und das Land Baden-Württemberg bereit. Heute präsentiert sich das Gebäude wieder in vorbildlichem Bauzustand. Äußerlich entspricht es im Wesentlichen den Vorstellungen des frühen 19. Jahrhunderts, als es im Besitz von Jakob Friedrich (von) Weishaar (1775–1834) war, als Präsident der Abgeordnetenversammlung (1820–1830) einer der wichtigsten württembergischen Politiker seiner Zeit. Von Weishaar hatte das Schlossgut 1825 erworben und bis 1832 die aus der Renaissancezeit stammende dreiflügelige Wasserburg mit nach Osten geschlossenem Innenhof in ein zweiflügeliges Gebäude umwandeln lassen. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Außenfassaden im Stil der Biedermeierzeit gestaltet. Die Ortsherren des 16. Jahrhunderts, das bedeutende Adelsgeschlecht der Thumb zu Neuburg, hatten den Gebäudekomplex aus finanziellen Gründen in mehreren Etappen bis 1739 an das Herzogtum Württemberg veräußern müssen. Das ritterliche Gut wandelte sich endgültig zu einem von insgesamt 18 württembergischen Kammer-schreibereigütern, an deren Spitze jeweils ein Vogt und Oberamtmann stand.

Ausgrabungen in Köngen zur Zeit Herzog Carl Eugens

Für die Erforschung des römischen Köngen ist die Einrichtung des Kammer-schreibereiguts deshalb von Bedeutung, weil damit die Anwesenheit eines hochrangigen und hinreichend gebildeten Verwal-



2 Köngen, Schloss um 1720. Blick von Süden.

tungsfachmanns vor Ort gewährleistet war. In Köngen bekleidete seit 1774 Johann Eberhard Roser diese Funktion. Sein Wirken ist in jüngster Zeit bereits mehrfach ausführlich gewürdigt worden. In seinen Schreiben an den herzoglichen Hof über die Ausgrabungen, die er 1783 und 1784 in Köngen durchführen ließ, aber auch im abschließenden Grabungsbericht von 1784 ist von gemeldeten Lesefunden die Rede. Für derartige Funde aller Art existierte seit 1670 in Württemberg eine Abgabepflicht.

Auf dem Gebiet des Herzogtums Württemberg wurden in diesen Jahrzehnten wiederholt römische Straßen entdeckt, so 1763 bis 1767 beim Bau des Schlosses Solitude nahe Stuttgart oder 1772 bei Rutesheim. Herzog Carl Eugen hat schon vor den Geländeaktivitäten in Köngen im römischen Gräberfeld von (Heilbronn-)Horkheim 1777/78 Ausgrabungen durchführen lassen.

Sogar ein eigenes Museumsgebäude?

Die Ausgrabungen in Köngen 1783/84 hat Herzog Carl Eugen von Württemberg mindestens zweimal besucht, wie das Tagebuch der Gräfin Franziska von Hohenheim eindeutig belegt, woraus sicherlich ein gewisses persönliches Interesse des Herzogs abgeleitet werden darf. Die dabei geborgenen Funde hatten dem abschließenden Grabungsbericht vom 30. Dezember 1784 zufolge schließlich einen beachtlichen Umfang erreicht. Während die Münzen den Berichtsschreibern beigefügt wurden und so in das Münzkabinett gelangten, sind die übrigen Funde, also weitaus die meisten, offenkundig zunächst am Ausgrabungsort verblieben. Nach dem Zeugnis eines Zeitgenossen scheint strikte Geheimhaltung über die ganze Angelegenheit verhängt worden zu sein. Immerhin wird in diesem Bericht erwähnt, dass man eigens im Schloss einen Saal mit römischen Antiquitäten eingerichtet habe, der jedoch für Be-

sucher verschlossen sei. Als Grund für dieses Verhalten nennt der Schreiber, dass man zunächst den Besuch des Herzogs und seine weiteren Entscheidungen abwarten wolle. Damals präsentierte sich das Schloss noch in einem Zustand, wie er in der berühmten Chronik des Köngener Pfarrers Daniel Pfisterer um 1720 abgebildet ist und im Wesentlichen auf die Bautätigkeit der Renaissancezeit zurückgeht (Abb. 2).

Außerdem werden Gerüchte erwähnt, (der Herzog) „wolle auf der Grabungsstelle ein Haus erbauen, und alle gefundenen Merkwürdigkeiten dahin bringen lassen.“ Und in der Topographischen Geschichte des Herzogtums Württemberg, die der herzogliche Archivar Christian Friedrich Sattler (1705–1785) im Jahre 1784 veröffentlicht hat, ist zu lesen: „Doch haben seine regierende Herzogliche Durchlaucht die gnädigste Anstalt gemacht, dass ein besonderes Haus gebaut werden solle, worin die gefundenen Alterthümer dieser Stadt aufbewahrt werden können.“

Vermutlich sollte dieses Museumsgebäude in der unmittelbaren Umgebung des Schlosses entstehen.

3 Stuttgart-Hohenheim, Schlosspark. „Die drei Säulen des donnernden Jupiter“. Kolorierter Stich nach V. Heideloff, 1795.





4 Köngen. Sandsteinkopf des Gottes Vulkan. Gefunden bei den Ausgrabungen 1783/84. Aufbewahrungsort: Landesmuseum Württemberg, Stuttgart.

5 Simon Studion (1543–1605/1610). Präzeptor an der Lateinschule in Marbach/Neckar.



Ein Neubau nahe des Grabungsgeländes ist weniger wahrscheinlich, da sich dieses damals weit außerhalb von jeglicher Bebauung befand. In Köngen war offenbar zu keinem Zeitpunkt die Erhaltung von Befunden wie den damals freigelegten zahlreichen Steinkellern, Mauerzügen oder auch von Straßenteilen geplant. Dabei entstand in jener Zeit in nur rund 10 km Entfernung in (Stuttgart-) Hohenheim ein ausgedehnter Schlosspark, wo dem Stil der damaligen Zeit folgend künstliche Gebäude nach antikem Vorbild errichtet wurden, was auch Zeitgenossen sehr kritisch beurteilt haben (Abb. 3).

Nach Beendigung der Arbeiten wurden die Ausgrabungen in Köngen allem Anschein nach wieder vollständig zugeschüttet und die Äcker der landwirtschaftlichen Feldbestellung überlassen. Allerdings zeigte Herzog Carl Eugen weiter Interesse an den römischen Funden. Das Tagebuch der Gräfin Franziska von Hohenheim belegt für den 10. September 1788 einen dritten und letzten Besuch. Jedoch wurden anscheinend keine weitergehenden Pläne mehr verfolgt. Über die Gründe für diese Änderung kann nur spekuliert werden. Seine notorische charakterliche Sprunghaftigkeit, dass Herzog Carl Eugen seine Aufmerksamkeit gerne rasch wechselnden Vorhaben zuwandte, aber auch die heraufziehende Französische Revolution mögen dafür ausschlaggebend gewesen sein. Noch im Jahre 1794 waren im Schloss Köngen die meisten Funde ausgestellt, wie ein Inventar bezeugt, das vom damaligen Oberamtmann E.F. Steck angefertigt wurde. Zu einem unbekanntem Zeitpunkt wurden dann die Reste dieser Sammlung nach Stuttgart abtransportiert, wo einzelne Fundstücke bis heute Bestandteile der Sammlungen im Landesmuseum Württemberg sind (Abb. 4).

6 Bei Ausgrabungen in Benningen 1583 gefundener Weihealtar und Steinsockel mit erläutern der Inschrift aus der Zeit um 1600. Aufbewahrungsort: Landesmuseum Württemberg, Stuttgart.

Simon Studion (1543–1605/1610) und seine Tätigkeit

Mit seinem Interesse an der Altertumskunde ist Herzog Carl Eugen beileibe kein Pionier. Als Vater der württembergischen Altertumsforschung wird häufig der Marbacher Präzeptor (Lateinschullehrer) Simon Studion (1543–ca. 1605/1610) bezeichnet (Abb. 5). Im Jahre 1583 ließ er römische Steine aus Marbach und Umgebung nach Stuttgart transportieren und machte sie dem Herzog zum Geschenk. Darunter war auch ein im gleichen Jahr „auf dem Acker des Bauern Konrad Hummel“ gefundener Votivaltar für die Schutzgottheiten des Exerzierplatzes (Campestres), den der Tribun Publius Quintus Terminus aus Sicca Veneria im heutigen Tunesien gestiftet hatte (Abb. 6). Studion missdeutete diese Inschrift und versah aus diesem Grund 1598 den Sockelstein, auf den der Votivaltar gestellt wurde, mit einer erklärenden Inschrift, in der „Terminus“ als „Grenze“ und „Sicca Veneria“ als Name der römischen Stadt bezeichnet werden, auf deren Überreste man bei Ausgrabungen gestoßen sei, die im gleichen Jahr auf der Bürg bei Benningen, im vorderen Bereich des römischen Kastells, durchgeführt wurden. 1598 ließ Herzog Friedrich I. den Weihstein mitsamt seinem neu



geschaffenen Postament zurück nach Benningen transportieren und offenbar erneut nahe der Fundstelle aufstellen. Bereits 1610 sollen sich die Steine wieder in Stuttgart befunden haben, wo sie im herzoglichen Lustgarten zu besichtigen waren.

Memorien im Schlosspark von Schwetzingen

Von Ausgrabungen größeren Stils und vor allem von Überlegungen hinsichtlich deren Konservierung und Präsentation kann jedoch erst ab dem 18. Jahrhundert die Rede sein, insbesondere ab circa 1750. Als wichtigster Protagonist dieser neuen Denkrichtung muss Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz (1743–1799) genannt werden. 1749 war für das Gebiet der damaligen Kurpfalz eine Abgabepflicht von Altertumsfunden erlassen worden, 1753 folgte die Gründung der Kurfürstlichen Altertümersammlung. Neu war, dass die Funde nicht mehr nur der Bereicherung der Kunstkammer dienen, sondern für die Nachwelt erhalten werden sollten, nicht zuletzt für Forschungszwecke. 1763 wurde die Kurpfälzische Akademie der Wissenschaften gegründet, unter maßgeblichem Einfluss des berühmten Straßburger Historikers Johann Daniel Schöppflin (1694–1771), der später zu ihrem Ehrenpräsidenten ernannt wurde. Eine wichtige Rolle in jener Zeit spielte auch der Hofkaplan Johann Casimir Häffelin (1737–1827), seit 1768 Direktor des Münzkabinetts.

Nur zwei Jahre nach ihrer Gründung führte die Akademie 1765 Ausgrabungen im Schlosspark von Schwetzingen durch. Einige Grablegen enthielten Beigaben wie Schwerter, Lanzen, Scheren, einen Bronzeeimer und Keramik. Teilweise wurden die Skelette auch in stark durchwühltem Zustand freigelegt, weshalb man diese Toten als Gefallene einer Schlacht interpretierte. Wie man heute weiß, handelte es sich zum einen um germanische Brandbestattungen des 1. Jahrhunderts n. Chr., zum anderen um Körpergräber der Merowingerzeit. Drei Jahre später wurde der kurpfälzische Hofbildhauer Peter Anton von Verschaffelt (1710–1793) beauftragt, ein Gedenkmonument an der Fundstelle zu errichten (Abb. 7): Auf einem Säulenstumpf wurden in reicher Fülle Knochen, Waffen und Töpfe lorbeerbekrönt dargestellt. Auf zwei Seiten war dieser Säulenstumpf mit Tüchern verhängt. Die dort angebrachten lateinischen Inschriften feierten die Entdeckung des „Schlachtfelds von Römern und Germanen“ und priesen den Kurfürsten als Friedensfürsten. Als dann im Zuge der weiteren Gestaltung des Schlossparks 1777 die so genannte römische Wasserleitungsruine errichtet wurde, entdeckte man weiter nördlich ein zweites Gräberfeld der Merowingerzeit. Noch im selben Jahr schuf der Hofstuckateur Jo-

seph Anton Pozzi (1732–1811) zur Erinnerung einen Obelisken, der ebenfalls noch heute erhalten ist (Abb. 8).

Der älteste nachgewiesene Schutzbau in Schriesheim

In der Umgebung von Ladenburg und Schriesheim waren schon 1766 Überreste von zwei römischen Gutshöfen untersucht worden. Anschließend wurde die Fundstelle der erst genannten Villa durch eine Säule mit urnenförmiger Bekrönung oberirdisch markiert, die Schöppflin selbst entworfen hatte, von dem auch der Grabungsbericht verfasst wurde. Der ursprüngliche Entwurf des Ingenieurleutnants Ferdinand Denis (1736–1805), der die Errichtung einer Pyramide vorsah, blieb ohne Ausführung. Die auf der Säule eingemeißelte lateinische Inschrift nimmt auf die damalige Interpretation des Steingebäudes Bezug, das Schöppflin, hauptsächlich wegen des Steinkellers mit Wandnischen, als unterirdische Grabanlage (Columbarium) mit Heiligtum und Speisesaal deutete. Heute interpretiert man diese Raumfolge als Teile des Hauptgebäudes der Villa.

Eine andere Lösung wählte man bei der weiter südlich gelegenen Villa am Rosenhof bei Schriesheim, über deren Ausgrabung durch Denis diesmal der gleichfalls bereits erwähnte Häffelin den Bericht verfasst hat. In diesem Fall versuchte man sogar den besser erhaltenen Ostflügel des freigelegten Hauptgebäudes mit Keller und Seitenflügel mit eingebauter Fußbodenheizung mithilfe eines eigenen Schutzbaus zu sichern. Der heute in der Universitätsbibliothek Heidelberg aufbe-

7 Schwetzingen, Schlosspark. Erinnerungsmonument an die Ausgrabung 1765.

8 Schwetzingen, Schlosspark. Obelisk zur Erinnerung an die Ausgrabung 1777.



9 Schriesheim. Planentwurf für den Schutzbau von F. Denis.

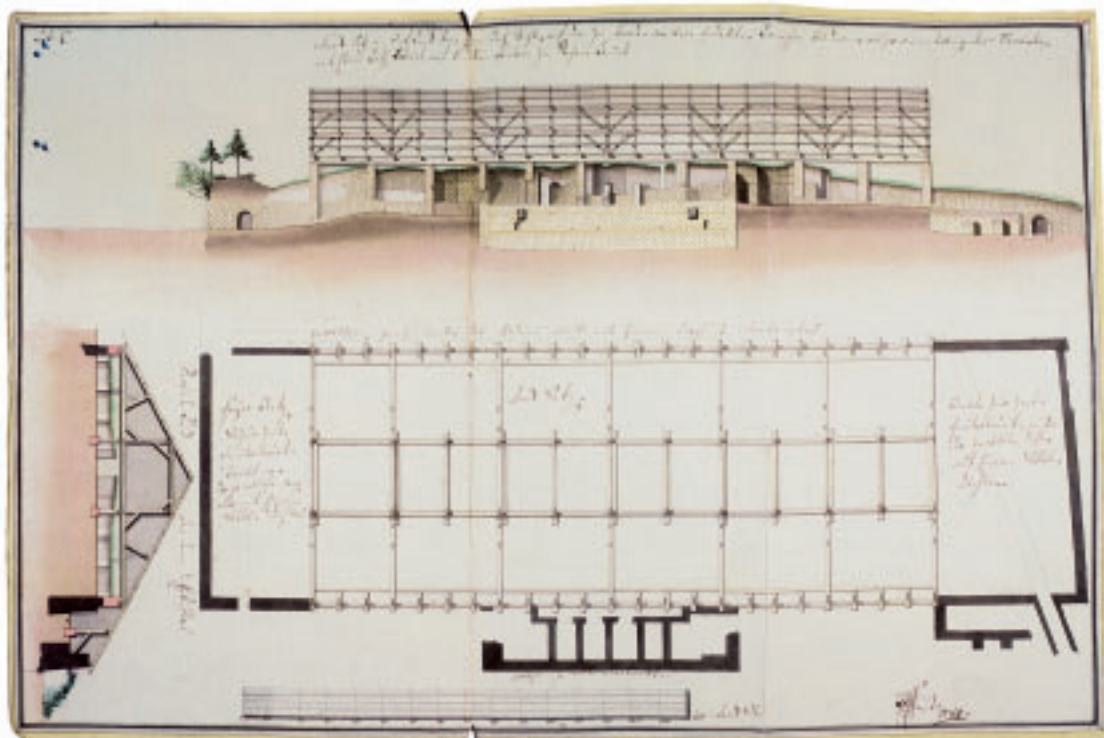


wahrte Planentwurf von Denis zeigt ein repräsentativ wirkendes einstöckiges Steingebäude mit vier Fenstern an den Längsseiten, dessen Größe mit 18,2 m x 8,2 m angegeben werden kann (Abb. 9). Die über dem Eingangsportal in der Mitte der Längsseite angebrachte lateinische Inschrift nahm auf die Entdeckung und Ausgrabung „des Badegebäudes“ Bezug. Offenbar erlitt das Steingebäude sehr bald Beschädigungen. Schließlich wurde es 1799 durch Kriegereignisse zerstört und 1800/01 mit Billigung der Pfälzischen Akademie der Wissenschaften bis in die Fundamentzone abgetragen. Die römischen Gebäudestrukturen verblieben unangetastet im Boden.

Thermenruine von Badenweiler

Ein anderes wichtiges frühes Beispiel ist die fast gleichzeitig mit der römischen Siedlung von Königen entdeckte Thermenruine von Badenweiler, auf die man im Februar 1784 beim Graben nach Bausteinen gestoßen war. Über den weiteren Fortgang der Arbeiten ist man anhand von Berichten, Schreiben und Plänen des Geometers Georg Wilhelm

von Weißensee (1732–1800) überraschend gut informiert. Als schließlich ein sorgfältig mit Steinplatten verkleidetes Badebecken entdeckt worden war, ordnete Wilhelm Freiherr von Edelsheim (1737–1793), Geheimrat und Minister des Markgrafen Karl Friedrich von Baden (1738–1811), der zum wichtigsten Förderer des Vorhabens werden sollte, eine vollständige Freilegung der Überreste an. Ende Juli 1784 reiste er schließlich selbst nach Badenweiler, um sich ein Bild vom Stand der Dinge zu verschaffen. In seinem Gutachten zum Bericht des Oberamts vom 8. August 1784 wird die folgende Meinung vertreten: „Selbst die in Rom befindlichen Bäder des K. Titus geben kein so anschauliches Beyspiel der römischen Bäder wie die Hiesigen, und die Wirthe in Badenweiler spüren genug den Nutzen den ihnen diese Entdeckung bereits giebt. Ewig schade wäre es solche (Ausgrabungen) unvollkommen zu lassen. Doch ist es nicht genug sie entdeckt zu haben, sondern man muss auch auf ihre Erhaltung sinnen; und hierzu gehört wenigstens dass die Rudra (Ruinen) diesen Winter mit einem Strohdach bedeckt und der ganze Enclos (Bereich) mit Pallisaden umgeben werde ...“ Am 20. September 1784 beschloss die fürstliche Rentkammer in Karlsruhe, sofort den Werkmeister Johannes Weiß aus Grötzingen nach Badenweiler zu entsenden, um die notwendigen Schutzmaßnahmen einzuleiten. Der daraufhin von Weiß erarbeitete Bauentwurf sah eine Überdeckung der Badeanlage mit Ausnahme der westlichen und östlichen Vorhöfe vor (Abb. 10). Als unmittelbarer Finanzbedarf wurde ein Betrag von 1344 Gulden errechnet. Noch im Herbst 1784 begannen die Arbeiten. Zunächst entstand das Bret-



10 Badenweiler. Planentwurf des Schutzbaus von 1784. Zeichnung von J. Weiß.

terdach, bis 1786 wurde dann dieses Dach mit Schindeln gedeckt, außerdem wurden Bretterwände zur Einfassung der Badruine errichtet. Der stattliche Schutzbau von 65 m x 34 m Größe war dreischiffig ausgeführt, die gesamte Holzkonstruktion wurde durch Steinpfeiler, teilweise auch durch Holzpfeiler gestützt und erreichte eine Höhe von bis zu 10 m (Abb. 11). Am Abend des 17. Juli 1828 zerstörte ein fürchterliches Unwetter dieses Schutzgebäude. Nach einigen Jahren wurde die römische Baderuine von Badenweiler mit einem neuen, jetzt deutlich kleineren Schutzbau überdeckt, der sich in der Folgezeit als unzulänglich erweisen sollte, gleichwohl bis um 1950 Bestand hatte. Seit wenigen Jahren werden nun die archäologischen Reste von einer modernen lichten Stahlkonstruktion geschützt (Abb. 12).

Die vorgestellten Beispiele veranschaulichen sehr deutlich, wie früh man sich bereits Gedanken um die didaktische Präsentation von archäologischen Entdeckungen gemacht hat. Natürlich sind Form wie Inhalt jeweils entscheidend durch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, aber auch den fachlichen Kenntnisstand geprägt. Aus heutiger Sicht gilt es festzuhalten, dass offenbar in keinem Fall die Ausstellung von Funden unmittelbar am Schauplatz der Ausgrabungen geplant war. Ein Grund dafür mag sein, dass sich erst allmählich die Vorstellung durchgesetzt hat, dass es sich dabei um Geschichtsquellen von eigenem Aussagewert handelt.

Literatur

Zum Thema erscheint demnächst vom Verfasser ein Beitrag in der Zeitschrift *Curiositas*, mit umfangreichen Nachweisen. Für Hinweise danke ich Herrn V. Schimpff.

Monumente im Garten – der Garten als Monument? Internationales Symposium Schwetzingen 2011, hg. v. Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Arbeitsheft 25, Stuttgart 2012.



11 Badenweiler. Innenansicht des Schutzbaus von 1827. Zeichnung von M. v. Ring.

(Darin besonders die Beiträge von Reinhard Stupperich: *Palatinus Monumentalis* – zur antikisierenden Präsentation der Innovation der Kurpfalz in Carl Theodors Schwetzingen Park, S. 61–72, und Andreas Hensen: *Der Kurfürst als Archäologe und Denkmalpfleger* – Ausgrabungen im Schwetzingen Schlossgarten, S. 73–81).

Schloss Köngen. Kulturdenkmale in Baden-Württemberg, Heft 9, hg. v. Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Lindenberg 2011.

Meinrad N. Filgis: *Römische Badruine Badenweiler – Architektonische Qualität und Einsatz von High-Tech*, in: *Schutzbauten und Rekonstruktionen in der Archäologie. Von der Ausgrabung zur Präsentation*. Kolloquium Xanten 2009, hg. v. Michael Müller, Thomas Otten und Ulrike Wulf-Rheidt, Xantener Berichte Bd. 19, Mainz 2011, S. 289–304.

Dieter Planck: *Zum Stand der Römerforschung in Baden-Württemberg*, in: *Fundberichte aus Baden-Württemberg* 28/1, 2005, S. 237–260.

Michael Nick: „Beweiß, wie weit der Römer Macht...“ 500 Jahre Römerforschung in Baden-Württemberg. *Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg*, Heft 50, Stuttgart 2004.

Praktischer Hinweis

Die römische Badruine von Badenweiler kann besichtigt werden:
www.badenweiler.de/de/sehenswuerdigkeiten/roemische_badruine

Informationen zu Schwetzingen unter:
www.schloss-schwetzingen.de

Priv.-Doz. Dr. Martin Luik
 Ludwig-Maximilians-Universität München
 Institut für Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie und Provinzialrömische Archäologie
 Geschwister-Scholl-Platz 1
 80539 München

12 Badenweiler. Heutiger Zustand der Thermenruine.



Denkmalpflege und Windenergie

Kulturdenkmale und landschaftliche Integrität

Überall im Land beschäftigen sich derzeit Planer und Kommunen mit der Umsetzung der Energiewende. Für Regional- und Flächennutzungspläne suchen sie geeignete Bereiche für die Gewinnung erneuerbarer Energien. Doch Windenergieanlagen können auch Folgen für Kulturdenkmale haben. Die Landesdenkmalpflege begleitet diese Planungsprozesse als Träger öffentlicher Belange. Konservatorisches Ziel ist neben dem Substanzerhalt hochwertiger archäologischer Denkmale vor allem die visuelle Integrität von Baudenkmalen, die in hohem Maße kulturlandschaftsprägend sind.

Erik Roth/Martin Hahn

Landschaftsbild und Kulturdenkmale gehören zu den Schutzgütern, die bei Planungen zur Ausweisung von Vorranggebieten beziehungsweise Konzentrationszonen für Windenergieanlagen als öffentlicher Belang zu berücksichtigen sind. Beide stehen in einem engen räumlichen und funktionalen Zusammenhang. Darauf weist auch der Windenergieerlass Baden-Württemberg vom Mai 2012 hin, im Einklang mit entsprechenden Regelungen des Bundesnaturschutzgesetzes und des Raumordnungsgesetzes. Unter den zahlreichen Kriterien, die bei der Standortplanung für Windenergieanlagen betrachtet und abgewogen werden sollen, nennt der Windenergieerlass explizit „Vielfalt, Eigenart und Schönheit des Landschaftsbildes unter besonderer Berücksichtigung der Naturlandschaften (...) und der historisch gewachsenen Kulturlandschaften auch mit ihren Kultur-, Bau- und Bodendenkmälern“ (4.2.6 Landschaftsbild).

Der enge Zusammenhang von Gebäude und Landschaft zeigt sich zum Beispiel bei den Schwarzwaldhöfen. Die Einbindung in die Umgebung gehört zu ihrem überlieferten Erscheinungsbild. Die Beziehung zwischen Hof und zugehörigen landwirtschaftlichen Flächen erlaubt Rückschlüsse auf die einstige Siedlungsform und Landnutzung. Ablesbar ist eine Symbiose zwischen Denkmal und Kulturlandschaft beispielsweise auch bei alten Kelttern im Umfeld historischer Terrassenweinberge. Hier wird deutlich, dass „Landschaft“ nicht nur „Natur“ ist: Seit Jahrhunderten wurde und wird sie von Menschen genutzt und zu diesem Zweck bewusst (um)gestaltet. Zeugnisse der früheren Siedlungsform und Landnutzung helfen uns, in der „historisch gewachsenen Kulturlandschaft“ (Windenergieerlass BW, s.o.) wie in einem Geschichtsbuch zu lesen und Entwicklungsprozesse, die zu ihrer heutigen Gestalt geführt haben, nachzuvollziehen (Abb. 1; 2).

1 Die Glockenkelter in Kernen-Stetten im kulturlandschaftlichen Kontext der historischen Terrassenweinberge an der Y-Burg.

2 Verknüpfung von Bauwerk und Landschaft: Schwarzwaldhöfe im Yachtal, Elzach.





Landmarken und Leuchttürme

Spuren der Geschichte in der Landschaft sind manchmal nur mit einer entsprechenden Vorkenntnis als solche zu erkennen, so zum Beispiel barocke Schanzlinien oder Relikte mittelalterlichen Bergbaus. Andere sind bereits durch die gewählte Lage und ihre architektonische Gestaltung so markant, dass sie oft als unverzichtbare Bestandteile eines Landschaftsbildes von herausragender „Eigenart und Schönheit“ (Windenergieerlass BW, s.o.) gelten und damit auch in besonderem Maße identitätsstiftend sind. In unserer Gegend sind es häufig Herrschaftssitze – Burgen und ihre Nachfolgebauten –, die auf einem Bergsporn oder Hang errichtet wurden und oft über große Entfernungen als historische Landmarken wirken. Ihre meist exponierte Lage ist nicht nur durch die einstige Verteidigungsstrategie bedingt, sondern sie war auch in hohem Maße eine politische Machtdemonstration ihrer Erbauer im Raum und ist es in der Erinnerungskultur der Denkmale bis heute (Abb. 3).

Bisweilen prägt eine ganze Reihe solcher Bauwerke mit Fernwirkung auch unsere historischen Kulturlandschaften. Die Burg Teck, der Hohenneuffen, die Ruine Reußenstein und viele andere sind nicht nur imposante Einzelbauwerke am Albtrauf. Erst in ihrer Aneinanderkettung wird die räumlich übergreifende geschichtliche Bedeutung dieser historischen Kulturlandschaft deutlich, in der die Herrschaftssitze die markanten Positionen am Rand der Schichtstufe besetzen, um einerseits die fortifikatorische Gunst zu nutzen und zugleich ihren Machtanspruch weit ins Land hinein deutlich zu machen. Diese Herrschaftslandschaft am Albtrauf erfährt im 19. Jahrhundert durch eine romantisierende Betrachtung, baulich fixiert etwa in der Burg Lichtenstein oder am historistisch wiederaufgebauten Hohenzollern, ebenso eine zweite Bedeutung wie durch die zunehmende touristische Erschließung als Erholungsgebiet für die nahen Städte. Und schließlich wird die Kulturlandschaft Albtrauf durch

Eduard Mörikes Zitat der „wundersamen blauen Mauer“ literarisch geadelt (Abb. 4).

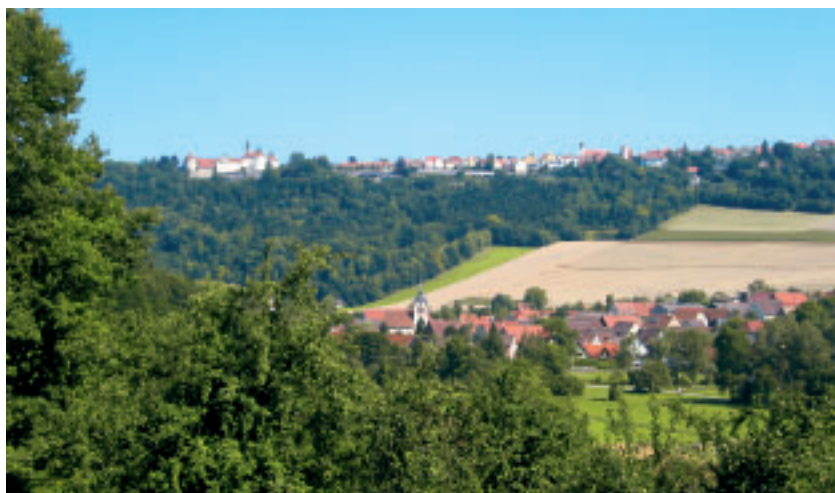
Häufig sind Burgen oder Schlösser auch Ausgangspunkt von späteren Stadtanlagen. Die hohenlohischen Residenzen wie Kirchberg an der Jagst, Langenburg oder das kleine Bartenstein mit ihren weithin sichtbaren Spornlagen über den tief eingeschnittenen Tälern in der Hohenloher Ebene oder die einstige (Schwäbisch) Haller Stadtveste Vellberg sind klassische Beispiele, die vielfach auch als Gesamtanlagen unter Denkmalschutz stehen (Abb. 5). Klosteranlagen, die seit ihrer Gründung durch Urbarmachung und Kultivierung die umgebende Landschaft geprägt haben, sind ebenfalls oft bis heute ein weithin sichtbarer kultureller und geistlicher Mittelpunkt in einem Landschaftsraum. Dies gilt zum Beispiel auch für markante Kirchtürme in

3 *Staufener Schlossberg mit der Burgruine Staufen von Westen.*

4 *Der Albtrauf als historische Kulturlandschaft mit der Burg Teck im Vordergrund.*

5 *Stadt und Schloss Langenburg über dem Jagsttal, wichtige Bestandteile der hohenlohischen Kulturlandschaft.*

6 *Kloster St. Trudpert im Münstertal.*





7a und 7b Blick auf Freiburg mit dem Münster vor der Silhouette des Schönbergs um 1830 (Johann Martin Morat) und heute.



historischen Stadt- und Dorfkernen, sofern ihr Bezug zur Landschaft erhalten geblieben ist, oder etwa für Wallfahrtskirchen, die oft in dominanter Solitär- lage vom einstigen Pilgerziel künden. Gerade ungestörte Horizonte, weite Wald- und Hochflächen wie in Oberschwaben, im Schwarzwald, im Hohenlohischen oder auf der Ostalb lassen die dortigen prägnanten Kulturdenkmale zu Landmarken im Raum und häufig auch zu Wahrzeichen einer ganzen Region werden (Abb. 6–8).

Solche durch ihre Funktion und Gestaltung herausragenden, zugleich auch landschaftlich dominanten Bauten wurden in Baden und Württemberg in aller Regel schon seit dem späteren 19. Jahrhundert in den Inventaren der Kunstdenkmale verzeichnet. Bereits zu dieser Zeit hatte man erkannt, wie wichtig die Umgebung eines Denkmals für seine Wirkung ist. Denkmalpflege und Heimatschutzbewegung waren bemüht, die historischen Zusammenhänge ungestört zu erhalten. Heute genießen diese Objekte als „Kulturdenkmale von be-

sonderer Bedeutung“ nach dem Denkmalschutzgesetz von Baden-Württemberg Umgebungs- schutz. Voraussetzung ist, dass die Umgebung für ihr Erscheinungsbild von erheblicher Bedeutung ist (§ 15 Absatz 3 Denkmalschutzgesetz). Dies ist vor allem dann der Fall, wenn es sich um ein Kulturdenkmal in landschaftlich exponierter Lage handelt beziehungsweise der Bezug des Kulturdenkmals zur umgebenden Landschaft wesentlich zur Ablesbarkeit des historischen räumlichen und funktionalen Zusammenhangs beiträgt. Im Windenergieerlass wird ausdrücklich darauf hingewiesen.

Konkurrenz für historische Landmarken?

An solchen Orten gilt es in besonderem Maße, eine erheblich beeinträchtigende Konkurrenz- wirkung zu vermeiden, damit die Kulturdenkmale ihre historisch bedingte Sonderstellung innerhalb des Landschaftsraums behalten und darin auch in Zukunft ihre Wirkung entfalten können. Eine Kon-

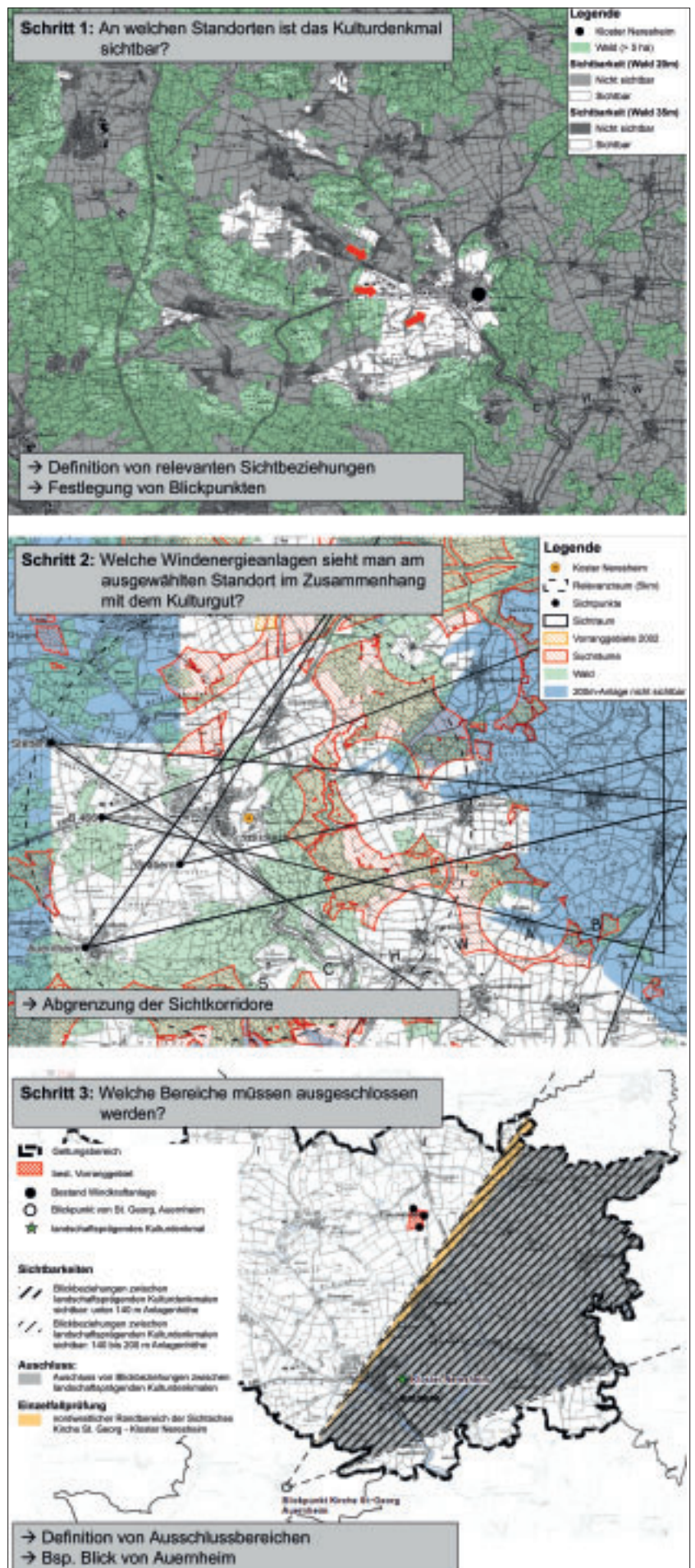
8 Als Gesamtanlage geschützte historische Kulturlandschaft rund um die Wallfahrtskirche Birnau am Bodensee.



kurrenz kann sich zum Beispiel durch Neubauten in der näheren Umgebung ergeben. Windenergieanlagen können durch ihre technische Prägung, ihre enorme Höhe und die Bewegung der Rotoren auch auf größere Entfernung die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Damit würde der von der unberührten Umgebung abhängige Denkmalwert der historischen Landmarken erheblich gemindert und ein wesentliches Merkmal des oft über Jahrhunderte überlieferten Erscheinungsbildes verloren gehen. Dabei sind nicht alle Sichtbeziehungen gleich bedeutsam: Sichtachsen entlang der Zufahrtstraßen oder von Aussichtspunkten an Wandervegen sind besonders zu berücksichtigen. Zum Teil lässt sich die Bedeutung solcher Sichtbeziehungen anhand historischer Darstellungen und Berichte weit zurückverfolgen (Abb. 7). Nach dem Windenergieerlass Baden-Württemberg sind bei der Standortplanung für Windenergieanlagen ihre Auswirkungen auf das Landschaftsbild und auf Kulturdenkmale in Hinblick auf ihre Nah- und Fernwirkung zu berücksichtigen. Anders als zum Beispiel die Lage in einem Naturschutzgebiet gilt die Beeinträchtigung des Landschaftsbildes oder des Erscheinungsbildes von Kulturdenkmälern nicht als Ausschlusskriterium. Es wird aber eine sachgerechte Abwägung dieser Faktoren mit den Belangen, die für eine Windenergienutzung am jeweiligen Standort sprechen, gefordert.

Blick öffnen auf die Belange des Kulturgüterschutzes

Die Planungsträger – Regionalverbände, Kommunen, Verwaltungsgemeinschaften – treffen die planerischen Entscheidungen eigenständig. Umso wichtiger ist es, dass sie über den besonderen Wert einer landschaftlichen Situation mit den darin enthaltenen Kulturgütern und über die möglichen Auswirkungen auf diese Situation umfassend informiert werden. Im Rahmen der Planungsverfahren wird die Landesdenkmalpflege als Träger öffentlicher Belange beziehungsweise als für das Schutzgut „Kulturgüter“ zuständige Fachbehörde beteiligt. Sie stellt die ihr bekannten Informationen zu den Kulturdenkmälern (Bau- und Kunstdenkmale und archäologische Kulturdenkmale) im Untersuchungsgebiet zur Verfügung und weist auf bereits absehbare Beeinträchtigungen hin. Um aber qualifiziert und belastbar beurteilen zu können, wie sich mögliche Windenergieanlagen auf das Erscheinungsbild eines Kulturdenkmals und seine Beziehung zur umgebenden Landschaft auswirken würden, werden meist Einzelfallprüfungen mit Sichtbarkeitsanalysen auf Basis des digitalen Geländemodells erforderlich sein und – nach Auswahl relevanter Standorte beziehungsweise Sichtachsen – Visualisierungen in Form von Fotosimulatio-



9 Verfahrensschritte der Sichtbarkeitsanalyse für Kloster Neresheim.



nen. Dabei ist nicht eine ästhetische und folglich dem Zeitgeschmack geschuldete Betrachtungsweise Maßstab der Denkmalpflege. Vielmehr sind die historische Dimension von Kulturdenkmalen in ihrer sinnstiftenden Umgebung und ihre Einbettung in die historische Kulturlandschaft Grundlage der fachlichen Würdigung und Bewertung. Wichtig bei der Erarbeitung und Bereitstellung solcher Gutachten ist, dass nicht nur der Fachmann, sondern auch die Bürgerinnen und Bürger die Auswirkungen nachvollziehen und beurteilen können und dass ihre gewählten Vertreter in diesem Wissen eine qualifizierte und fundierte Entscheidung über die weitere Entwicklung ihres Landschafts- und Lebensraums treffen.

Modellregion Ostwürttemberg

Am Beispiel der Region Ostwürttemberg lässt sich die denkmalpflegerische Begleitung von Windenergieplanungen beispielhaft darstellen. Im Ostalbkreis und Kreis Heidenheim befinden sich nach derzeitigem Stand etwa 3300 Bau- und Kunstdenkmale. Selbstverständlich kann und muss nicht für jedes einzelne ein umfassender Kulturgüterschutz in Bezug auf Windenergieanlagen in An-

spruch genommen werden. Für raumwirksame Planungen hat die Denkmalpflege bereits vor Jahren so genannte Fachpläne mit regional bedeutsamen Kulturdenkmalen und Kulturlandschaften in Kooperation mit einigen Regionalverbänden erarbeitet. Die Broschüre „Regional bedeutsame Kulturdenkmale in Ostwürttemberg“ von 2004 verzeichnet für die Region 375 in hohem Maße landschaftsprägende oder flächenhaft wirksame Kulturdenkmale. Für die denkmalfachliche Betrachtung der aktuellen Teilfortschreibung „Erneuerbare Energien“ des Regionalplans 2010 wurden nochmals die in höchstem Maße dominierenden Kulturdenkmale der Kulturlandschaft Ostwürttembergs herausgefiltert, vor allem die auf den weiten (und damit auch windhöffigen) Hochflächen gelegenen. In dieser „Liga“ der „Landmarken“ spielen neun Objekte: die Wallfahrtskirche und das Schloss ob Ellwangen an der Jagst, die Pfarrkirche auf dem Hohenberg bei Rosenberg, Schloss Hohenbaldern und der Ipf bei Bopfingen, die Kapfenburg bei Lauchheim, Schloss Taxis und Burg Katzenstein bei Dischingen sowie das Kloster Neresheim.

Die oft in Flächennutzungsplänen zum Einsatz kommenden pauschalen Mindestabstandsflächen



für Kulturdenkmale sind wegen der Individualität der Objekte und ihrer unterschiedlichen Empfindlichkeit kein zielführender Bewertungsmaßstab für den gesetzlich geforderten Umgebungsschutz. Der Regionalverband Ostwürttemberg hat in enger Abstimmung mit dem Landesamt für Denkmalpflege für diese neun wichtigsten Denkmale der Region die oben angesprochenen Sichtbarkeitsanalysen durchgeführt. Bei diesen auf geografischen Informationssystemen (GIS) gestützten Verfahren kann mithilfe des digitalen Geländemodells zunächst präzise festgestellt werden, an welchen Standorten das Kulturdenkmal überhaupt gut einsehbar ist. Anschließend werden vor Ort zwei bis vier repräsentative Blickwinkel auf das jeweilige Kulturdenkmal als Hauptsichtachsen festgelegt. Diese orientieren sich an heute stark frequentierten Orten, die oft auch als „Postkartenansichten“ für die Denkmale dienen, aber auch an historisch wichtigen Punkten, zum Beispiel alten Wegeverbindungen. Anschließend kann ermittelt werden, ob und wo an den ausgewählten Standorten Windenergieanlagen im unmittelbaren Zusammenhang mit den Kulturdenkmälern sichtbar sein werden. Diese Untersuchungen dienen dann als Grundlage dafür, Ausschlussbereiche für Windenergieanla-

gen zu definieren, um das Schutzgut Kulturgüter angemessen zu berücksichtigen (Abb. 9).

Neresheim und Kapfenburg

An zwei Beispielen, dem Benediktinerkloster Neresheim auf dem Härtsfeld und der Kapfenburg bei Lauchheim, können die aus dieser Untersuchung folgenden, durchaus unterschiedlichen planerischen Konsequenzen dargestellt werden.

Das Kloster Neresheim ist die wichtigste landschaftsbestimmende Dominante auf dem Härtsfeld, eine wahre Landmarke und Kulturdenkmal von nationaler Bedeutung, das auch weit über Ostwürttemberg hinaus bekannt ist. Seine landschaftsprägende, vom Benediktinerorden bewusst gewählte Solitär- und oberhalb der Stadt Neresheim ist bestimmt durch die landschaftliche Einrahmung in die weiträumigen Wälder der Hochfläche. Insbesondere die Ansichten von Westen, auf die Hauptfassaden des Klosters und auf die von Balthasar Neumann gestaltete Kirche sind kennzeichnend für das Wesen des Denkmals. Eine wichtige, auch historische Blickbeziehung besteht zudem zwischen dem Kloster und der Pfarrkirche St. Georg im benachbarten Auernheim, die 1729 bis 1735 unter Abt Edmund Heyser erbaut wurde. Heute eher unbekannt, früher als Blick auf dem Weg vom Hochstatter Hof, dem Neresheimer Sommersitz, jedoch von Bedeutung ist zudem die Ansicht von der „Zwing“ im Süden. Diese Hauptsichtachsen wurden alle in der oben geschilderten Form der Sichtbarkeitsanalysen geprüft. Für die circa 4 bis 5 km nördlich des Klosters geplanten Windenergieanlagenstandorte wurden zusätzlich Fotosimulationen erstellt, um Beeinträchtigungen besser einschätzen und anschauliches Bildmaterial für die Beurteilung in den politischen Gremien bereitstellen zu können. Dabei wurde eine technisch realisierbare Anzahl und Verteilung von Windenergieanlagen in den heute üblichen Dimensionen (200 m Gesamthöhe) zu Grunde gelegt. Sichtbarkeitsanalysen und Fotosimulationen machen deutlich, dass die Beeinträchtigung des Klosters durch Windräder auf die weniger erheblichen Randbereiche beschränkt werden kann und der gesamte weiträumige Bereich direkt östlich des Klosters nach derzeitigem Stand der Planungen aus Gründen des Kulturgüterschutzes von einer Windenergienutzung ausgenommen werden muss. Die Planungen in Neresheim können damit – auch wenn der gewohnte Blick aufs Kloster am Rande in Zukunft durch Windenergieanlagen mitbestimmt werden könnte – als erfolgreiche, kritisch-konstruktive Planungsbegleitung durch die Denkmalpflege gewertet werden (Abb. 10).

Das zweite Beispiel macht deutlich, was passieren könnte, wenn ein solcher Freihaltebereich nicht

10 Fotosimulation Neresheim: Blick von der Pfarrkirche in Auernheim mit drei bestehenden und weiteren geplanten Windkraftanlagen am Rand des Blickfeldes.

11 Fotosimulation Kapfenburg: Fernansicht von Westen mit den geplanten Windkraftanlagen in massiver Konkurrenz zum Kulturdenkmal.



12 Aktuelle Zeitungsartikel zu Windenergieplanungen im Umfeld von Kulturdenkmalen spiegeln häufig emotional geführte Diskussionen wider.

in dieser Breite vorgesehen wird. Wie Kloster Neresheim bringt auch die Kapfenburg bei Lauchheim im Ostalbkreis mit ihrer solitären, weithin sichtbaren Lage den einstigen Machtanspruch ihrer Besitzer zum Ausdruck. Die einstige Residenz des Deutschen Ordens ist bauliches Wahrzeichen am Albtrauf zwischen Aalen und Bopfingen. Die geplante Positionierung der Flächen für Windenergie nimmt zwar insoweit Rücksicht auf das Kulturdenkmal, dass die Blickbeziehungen aus der Talauflage beziehungsweise dem Stadtkern von Lauchheim oder vom vielbegangenen Weg bei der Kalvarienbergkapelle weiterhin ungestört bleiben. Gerade in den beeindruckenden Fernansichten von Nordwesten könnten aber die Windenergieanlagen auf dem windreichen Höhenrücken hinter der Kapfenburg das Bauwerk künftig im wahrsten Sinne des Wortes „umzingeln“. Die überaus eindrucksvolle landschaftliche Dominanz am ungestörten Horizont, sichtbares Zeichen der Geschichte in der Kulturlandschaft, wäre damit stark in Frage gestellt und der Denkmalwert deutlich gemindert, weshalb zu dieser Planung erhebliche Bedenken angemeldet werden mussten (Abb. 11). Eine Entscheidung steht noch aus. Von der Landesdenkmalpflege kann als Fazit festgehalten werden, dass solche Planungsprozesse, wie sie hier am Beispiel der Region Ostwürttemberg aufgezeigt werden, nur im konstruktiven Miteinander zwischen Planern und Denkmalpflegern Erfolge zeitigen können. Es sind dabei die auf den ersten Blick unscheinbaren Erfolge, wie zum Beispiel die geplante Freihaltung des für Störungen empfind-

lichen historischen Kulturlandschaftsbereichs zwischen Schloss Baldern, dem Ipf und dem Riesrand bei Kirchheim, die den Einsatz der städtebaulichen Denkmalpflege kennzeichnen.

Wirksamer Schutz bei ausgewählten Landmarken

Die geschilderten Maßstäbe in der Region Ostwürttemberg können als durchaus repräsentativ bezeichnet werden. In der Regel bestehen nur zu einem kleinen Teil aller aktuellen Windenergieplanungen erhebliche Bedenken seitens der Denkmalpflege. Tatsächlich ernsthaft in ihrer landschaftlichen Integrität gefährdet sind demnach zwar nur wenige, aber eben herausragende Kulturdenkmale in Baden-Württemberg, sei es Schloss und Stadt Langenburg im Hohenlohischen, Burgen und Stadt Weinheim am Rand der Rheinebene, die Grabkapelle auf dem Rotenberg in Stuttgart, die Wallfahrtskirche Birnau am Bodensee, die Klosterlandschaft rund um Schöntal im Jagsttal, Schloss und Stadt Meßkirch im westlichen Oberschwaben oder Schloss Bürgeln auf einem Ausläufer des Blauen über dem Markgräflerland. Für diese wenigen, aber wertvollen Bereiche, lohnt sich der verstärkte Einsatz der Denkmalpflege mit den geschilderten Fachuntersuchungen, die eine Versachlichung der oft hitzig geführten Diskussionen um Beeinträchtigungen der Landmarken herbeiführen sollen (Abb. 12).

Landschaftliche Integrität

Konservatorisches Ziel bleibt der möglichst ungestörte Erhalt der landschaftlichen Integrität im Bereich dieser wichtigen, die Kulturlandschaft Baden-Württembergs prägenden Kulturdenkmale. Sie besitzen über ihren rein baugeschichtlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Wert hinaus auch eine große Bedeutung für die Verortung der unterschiedlichen, aus der Landschaft und der Geschichte herrührenden Kulturlandschaften. Sie beanspruchen dafür ein sinnstiftendes Umfeld, das möglichst unbeeinträchtigt an die nächsten Generationen überliefert werden soll. Bei aller Notwendigkeit der Erzeugung regenerativer Energien muss auch der verantwortungsbewusste und behutsame Umgang mit dem Kulturellen Erbe im Land ein nachhaltiges Anliegen sein.

Dr.-Ing. Martin Hahn
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege

Dr.-Ing. Erik Roth
Regierungspräsidium Freiburg
Referat 26 – Denkmalpflege

Ein neusachlicher Werkbundbau zwischen Traditionalismus und Expressionismus

Das Schwenninger Rathaus von Hans Herkommer

Nach dem Ersten Weltkrieg, in Zeiten knappster Kassen, leisteten sich Städte mit langer historischer Tradition keine Rathausneubauten, sondern gliederten verschiedene kommunale Aufgaben in eigenständige Gebäude aus. Anders war die Situation in „Boomtowns“ wie etwa Bochum oder Oberhausen, die ihren städtischen Charakter erst im 19. Jahrhundert im Zuge der Industriellen Revolution erlangten. Auch für das erst 1829 mit dem Marktrecht versehene Schwenningen mit seiner aufstrebenden Uhrenindustrie wurde es nach der Erhebung vom größten Dorf zur jüngsten Stadt Württembergs (1907) immer dringlicher, das Rathaus den wachsenden kommunalen Verwaltungsaufgaben anzupassen. Für Planung und Ausführung gewann die Gemeinde den Bonatz-Schüler Hans Herkommer, der sich in den 1920er Jahren besonders im modernen Kirchenbau mit seiner am Werkbundgedanken orientierten Architektur einen Namen gemacht hatte.

Folkhard Cremer

Zur Baugeschichte

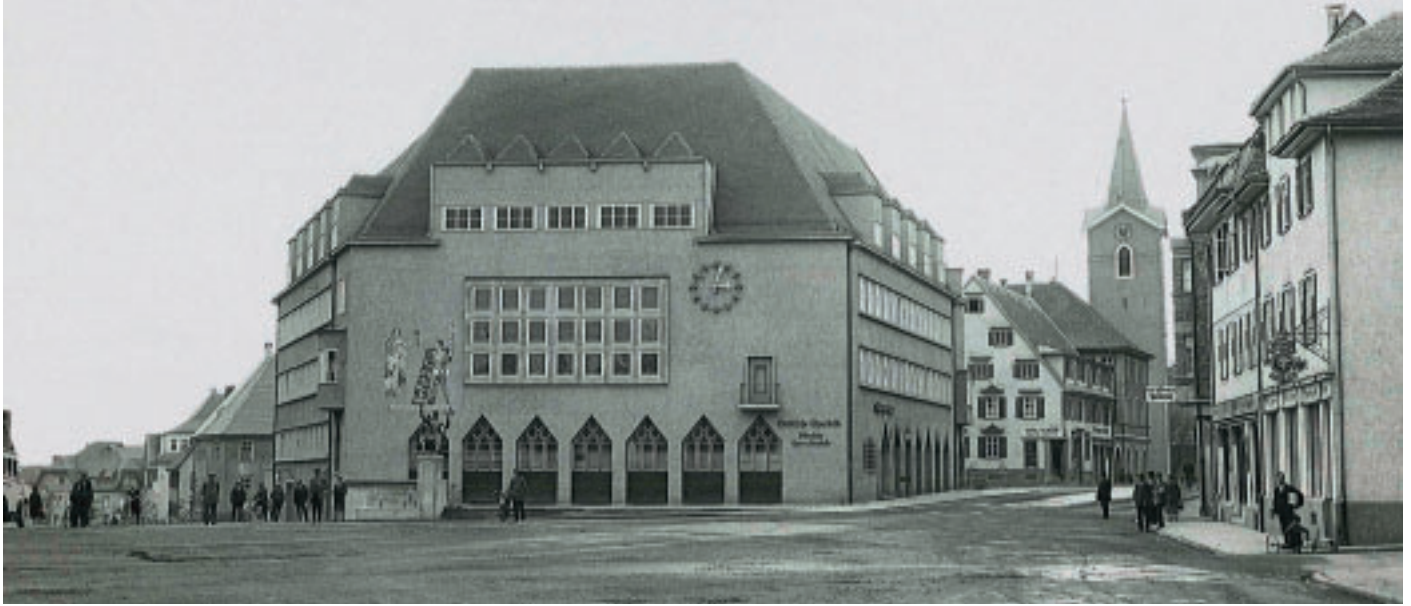
1904 erhöhte man in Schwenningen das 1851 noch für eine dörflich strukturierte Gemeindeverwaltung errichtete zweigeschossige Rathaus um ein Geschoss. Doch die kommunalen Verwaltungsaufgaben nahmen weiter zu. Mitte 1926 wurde ein eingeschränkter Wettbewerb für einen Erweiterungsbau ausgeschrieben. Mit Entwürfen beteiligten sich die Stuttgarter Architekten Eugen Steigleder, der zuvor schon für Schwenninger Industrielle gearbeitet hatte, Hans Herkommer, der mit Bürgermeister Ingo Lang von Langen aus dessen Stuttgarter Tätigkeit als Regierungsrat im Landesgewerbeamt 1925 bekannt war, sowie der Schwenninger Stadtbaurat Julius Feucht. In die engere Auswahl kamen der erste Entwurf Herkommers mit einem repräsentativen Turm und der Feuchts wegen der zweckmäßigen, „den Platz gut ausnützenden Grundrissanordnung“. Herkommer wurde beauftragt, die positiven Aspekte seines ersten Entwurfes mit denen von Feucht zu kombinieren. Feucht wurde als örtlicher Bauleiter mit der Bauausführung betraut.

Im neuen Entwurf war kein repräsentativer Turm mehr vorgesehen. Das Erdgeschoss des alten Rathauses sollte ursprünglich in den Neubau integriert werden. Da die Stadtverwaltung die Räumlichkeiten des alten Rathauses zunächst weiterhin benö-

tigte, waren zwei Bauabschnitte vorgesehen. Bis Anfang Mai 1927 errichtete man zunächst den Erweiterungsbau aus West-, Nord- und Ostflügel neben dem alten Rathaus. Vom 7. bis 22. Mai 1927 dienten die neuen Räumlichkeiten einer Gewerbeausstellung. Dann zog die Stadtverwaltung in die Neubauflügel ein, aber am Ratssaal wurde weiter gebaut: Die Farbglasfenster wurden erst 1928 im zweiten Bauabschnitt eingefügt. Als man das alte Rathaus abbrach, stellte sich heraus, dass dessen Erdgeschosswände nicht so massiv waren, wie bei der Planung angenommen. Die große Mauer-

1 Haupteingang zur Kirchstraße. Foto 2011.





2 Historisches Foto um 1928 der Marktplatzfassade mit Kirchturm im Hintergrund.

stärke ergab sich daraus, dass der Holzfachwerkern mit Backstein verkleidet war. Die Fachwerk-wände waren in Herkommers Gesamtplanung statisch untauglich. Entsprechend blieben letztlich nur noch die Kellerwände des Vorgängerbaus erhalten. Bis zur Einweihung am 30. Juni 1928 hatte sich die geplante Erweiterung zu einem vollständigen Neubau entwickelt.

Herkommers Verständnis von moderner Architektur und Städtebau

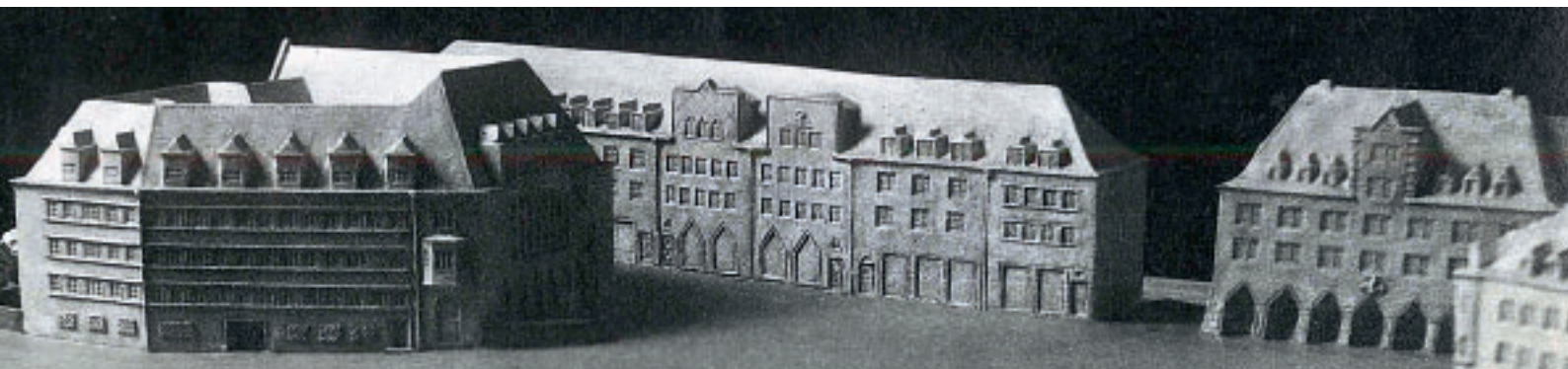
Im Einführungstext für ein Themenheft zum zeitgenössischen Kirchenbau beschrieb Hans Herkommer 1930 sein Architekturverständnis. Als aktuelles, alle Gesellschaftsebenen erfassendes Zeitphänomen konstatiert er ein „Zurück zum Wesentlichen“. Für die Architektur bedeute das „zurück zum Körperhaften. Die Fläche spielt eine untergeordnete Rolle. Und das Ornament so gut wie gar keine. Das Körperhafte, Kubische leitet uns heute; ... Uns beschäftigt das klangvolle Hineinstellen der Baumassen in das Landschafts- und Platzbild. Die Baukörper entstehen aus der Raumvorstellung ... Die Klarheit heutiger Bauanlagen, wie die Kraft ihrer Sprache und die Knappheit ihrer Form kann niemand leugnen!!“ In diesem Sinne organisierte Herkommer das Schwenninger Rathaus aus einem annähernd geschlossenen Bau-block. Er machte sich zunächst mit der örtlichen Situation vertraut und schuf ein hierzu passendes

Bauwerk. Es sollte sich in das städtebauliche Umfeld integrieren, aber gleichzeitig ein herausgehobenes Monument sein, das als Ordnungspunkt einen wichtigen Akzent im Stadtbild setzt. Dass Herkommer sich als Rahmen für sein Rathaus eine qualitativ gleichwertige Marktplatzumbauung mit klaren raumbildenden Baumassen gewünscht hätte, zeigt sein in Fotografien überliefertes, wohl Anfang 1928 entstandenes Modell für eine komplette Neubebauung des Marktplatzes.

Außenbau

Die über trapezförmigem Grundriss errichtete dreigeschossige Vierflügelanlage mit kleinem Innenhof besetzt blockhaft die von drei Straßen und dem Marktplatz gerahmte Parzelle. Sie hat zwei Hauptfassaden: Die eine ist nach Süden auf das alte historische Dorfzentrum ausgerichtet, die andere weist mit dem Ratssaalfenster nach Norden zum Marktplatz. Alle vier Flügel sind durch ein mit Gauben besetztes Walmdach gleicher Höhe und Dachneigung abgeschlossen. Die inneren Funktionen sind abgesehen von dem sich über zwei Geschosse erstreckenden Ratssaalfenster nach außen nur dezent angedeutet. Dadurch unterscheidet sich das Rathaus von dem seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorherrschenden axial-symmetrischen Mittelturnmtypus, aber auch vom asymmetrisch gestaffelten Typus mit pittoresk im Stadtbild platziertem Turm. Die meisten Repräsen-

3 Marktplatz-Modell von Hans Herkommer, wohl von März oder April 1928.



tationsformen, die aus der mittelalterlichen Rathausarchitektur abgeleitet werden können, um den Bautyp Rathaus zu symbolisieren, sind jedoch in reduzierter Form vorhanden. Im Mittelalter waren viele Rathäuser turmlos. Sie standen in enger topografischer Beziehung zur Stadtkirche, für deren Turm die Baulast in der Regel bei der Kommune lag. Auch Herkommer hatte den Schwenninger Kirchturm in die Marktplatzfront optisch eingebunden. Der Blick ist heute jedoch durch ein Bankgebäude verstellt.

An der Südwestecke ist das umlaufende Walmdach durch den einzigen Giebel am gesamten Gebäude unterbrochen. Durch seine steile Dachneigung wird dieser nach oben hin sehr spitz. Er läuft über der Trauflinie in einer sockelartigen Stufung aus. Dieser Stufung ist ein weit in den Straßenraum hineinwirkendes Zifferblatt eingeschrieben. Es befindet sich über der offenen Vorhalle des dezentral gelegenen Haupteingangs. Obwohl es am Schwenninger Rathaus keinen dominanten Uhrturm über dem Haupteingang gibt, hat Herkommer mit dieser Lösung eine funktionale Reduktionsform gefunden, die den im Zeitalter des Rationalismus wesentlichen Zweck, das Ablesen der Zeit im öffentlichen Raum, optimal erfüllt. Am ersten Obergeschoss verweisen zwei Erker auf das Bürgermeisterzimmer. Die offene Vorhalle vor dem Haupteingang, ein schmaler Gang mit Spitzgiebelarkaden und gotisierendem Zellengewölbe, reflektiert mittelalterliche Gerichtslauben. Die als Fensterreihe gebildeten Spitzgiebelarkaden am Erdgeschoss zur Kirchstraße an der ehemaligen Schalterhalle der Sparkasse zum Marktplatz spielen auf die Laubengänge mittelalterlicher Rathäuser an, in denen sich die Verkaufsstände im Gebäude fortsetzten. Sie symbolisieren damit Marktfunktion und (Waren-)Handel. In allen Obergeschossen der Nebenfassaden befinden sich gleichförmig gereimte Fensterbänder, die von horizontalen Profilleisten zusammengehalten werden. Sie zeigen nach außen, was sich im Innern abspielt: rationalisierte Verwaltung in aneinandergereihten Büroräumen.

Kunst am Bau

Der Erker an der Nordostecke akzentuiert das Fraktionszimmer. Darunter kaschiert die Sockelmauer für eine Skulptur elegant den Geländeversprung vom Untergeschoss zum Erdgeschoss der Marktfassade. An der Marktfassade zeigt sich Herkommers Fähigkeit, eine große platzbeherrschende Fassadenfläche mit wenigen, gut ausgewogenen geometrischen Formen zu einem Ganzen zu arrangieren. Im Erdgeschoss sind die sieben Arkaden der Sparkasse achsensymmetrisch in die Fassadenfläche eingeschnitten. Darüber befindet sich –

leicht aus der Mittelachse verschoben – das die beiden Obergeschosse übergreifende Ratssaalfenster, das die gesamte Fassade beherrscht. Der Ratssaal als Herz der Gemeinde wurde seit jeher durch besonders repräsentative Ausschmückungen nach außen gekehrt. Das Zeichen „Ratssaalfenster“ ist auf die einfache geometrische Form des Querechtecks reduziert. Es tritt durch eine leicht profilierte Rahmung reliefhaft aus der Fassade hervor und weist eine rasternde Binnengliederung aus drei mal sieben Fenstern auf. Darüber ist ein querechteckiges Zwerchhaus arrangiert. Rechts wird die asymmetrische Gesamtkomposition durch Zifferblatt und Verkündbalkon gestützt.

Die Anbringung von Kunst am Bau erfolgte 1928 in Absprache mit Herkommer. Sie wurde von Geheimrat Kienzle zum Gedächtnis an seinen im Ersten Weltkrieg gefallenen Sohn gestiftet. Das Mosaik „Krieg und Frieden“ schuf August Babberger, ein Gründungsmitglied der Darmstädter Sezession von 1919 und ab 1920 Professor für dekorative Malerei in Karlsruhe. Mit Johann Wilhelm Fehrle aus seiner Geburtsstadt Schwäbisch Gmünd arbeitete Herkommer häufig zusammen. Er schuf einen Brunnen und die Skulptur „Der junge Neckar“. Der Brunnen wurde im Zweiten Weltkrieg eingeschmolzen. Die damals zerstörte Skulptur wurde 1953 durch die heutige Skulptur „Die Zeit“, ebenfalls von Fehrle, ersetzt. Das farbliche Gestaltungskonzept des Rathauses wurde unmittelbar nach der Fertigstellung von W. P. Fuchs-Röll in einer Sonderbeilage des schwäbischen Merkur Stuttgart vom 20. Juni 1928 beschrieben. Der heutige blaugrüne Außenanstrich von 1994 vereinfacht die in den strukturierenden Architekturgliedern feiner differenzierte ursprüngliche Farbigkeit. Der Großteil der historischen Sprossenfenster wurde 2000 anlässlich einer Renovierung ersetzt.

Raumprogramm

Die Repräsentations-, Schalter- und Büroräume liegen mit ihren Fensterfronten der Straße zugewandt, entlang der um den Innenhof angeordneten Flure. Erst im Dachgeschoss wandelt sich dieses Prinzip. Die damals für einen späteren Ausbau



4 Mosaik „Krieg und Frieden“ von August Babberger und Skulptur „Der Junge Neckar“ von Johann Wilhelm Fehrle. Foto um 1928.

5 Flur und Haupttreppe im ersten Obergeschoss. Foto 2013.





6 Grundrisszeichnung des Erdgeschosses von Hans Herkommer 1926.

7 Grundrisszeichnung des ersten Obergeschosses von Hans Herkommer 1926.



zu Büroräumen vorgesehenen Bereiche haben ihre Fensterbänder zum Innenhof. Die straßenseitig aufgesetzten Einzelgauben durchlichteten die Flurbereiche. Im Untergeschoss waren technische Versorgungsräume, die Garage für das Dienstfahrzeug des Bürgermeisters, zwei Wannenbäder und drei Duschzellen für städtische Bedienstete, der über eine Treppe von der Sparkasse aus zugängliche Tresorraum und die Wohnung des Hausmeisters untergebracht. Das Erdgeschoss beherbergte neben der Sparkasse unter anderem Standesamt, Steueramt, Telefonzentrale und Arbeitsamt. Die Integration des Arbeitsamtes senkte die Gesamtbaukosten. Ein Erlass des Reichsarbeitsministers von Juni 1925 sah bei Errichtung von Arbeitsämtern die Drittelung der Bausumme zwischen Reichsarbeitsverwaltung, der jeweiligen Landesbehörde und der Kommune vor. In Bezug auf Gestaltung hieß es in dem Erlass: „Bei der Errichtung der fraglichen Gebäude ist jeder entbehrliche Aufwand zu vermeiden.“ Der unscheinbare Hinteringang an der Marktstraße folgt der Empfehlung aus der damaligen Fachliteratur, das Arbeitsamt „innerstädtisch zentral, jedoch in einer kleinen Nebenstraße“ anzusiedeln. Im ersten Obergeschoss befanden sich die Räume des Stadtrates, der Stadtkasse und Stadtkämmerei. Das zweite Obergeschoss war dem Bauamt vorbehalten.

8 Historisches Foto des Schaltraums der Sparkasse um 1928.

9 Historisches Foto des Ratssaals um 1928.

Städtische und industrielle Verwaltung hatten in den 1920er Jahren die gemeinsame Tendenz, Raumprogramme zur Rationalisierung der Arbeitsabläufe und der Ordnungssysteme zu entwickeln. Diese Rationalisierung zeichnet sich auch im Innern des Rathauses ab. Vom Haupteingang im Süden des Westflügels aus werden alle Räume über die breiten Flure in West- und Südflügel sowie über das Haupttreppenhaus erschlossen, im Erdgeschoss und den beiden Obergeschossen über die umlaufenden Flure und die beiden offenen Treppenhäuser. Die Flure dienen als Bewegungs- und Wartezonen für die Besucher der einzelnen Ämter. Die interne Kommunikation der Mitarbeiter unterein-

ander wurde durch eine Enfilade gewährleistet. Im ersten Obergeschoss des Westflügels reicht sie vom Bürgermeisterzimmer bis zum Verkündbalkon am Verordnungszimmer.

Innenausstattung und Dekoration

Trauzimmer, Bürgermeisterzimmer und Ratssaal sind zum Flur durch ein abgeschrägtes portalartiges Türgewände ausgezeichnet. Im Innern sind die Repräsentationsräume nur in reduzierter Form auf uns gekommen. Fraktions-, Bürgermeister- und Trauzimmer haben ihr historisches Erscheinungsbild völlig eingebüßt. Die ehemalige Sparkassen-





halle weist neben der expressionistischen Schablonenmalerei an den Deckenbalken die hölzernen Pfeilerummantelungen und originale Fenster zum Hof auf. Im Ratssaal blieb die Möblierung mit Ratsgestühl und „Richtertisch“ bis heute unverändert. Ursprünglich kontrastierte die sachliche, schwarzbraun gebeizte Wandverkleidung mit der expressionistischen Farbigkeit von Decke und Glasfenstern. Auf die als Betonsegmente gefertigten Deckenbalken ist eine expressionistische Ornamentik in Schablonenmalerei aufgebracht. Sie wurde im März 1992, beim Entfernen der in den 1950er Jahren eingebauten Akustikdecke, wiederentdeckt. Die damals erstellten Fotografien zeigen, dass die Renovierung 1994 angesichts der Vollständigkeit des vorgefundenen Malereibestandes die originale Farbigkeit nicht antastete. Allerdings wurde die Wandvertäfelung mit senkrechten roten Gliederungen maximal aufgehellt, „um insgesamt einen lichterem Raumeindruck zu erreichen“ (Ausschreibung, Februar 1994). Dunkler Täfer stand seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts für Ernst und Würde bürgerlicher Repräsentationsräume. Ratssäle in den königlichen Farben Purpurrot und Gold sind seit der Renaissance („Goldener Saal“ in Augsburg) geläufig. Diese Traditionslinien bürgerlicher Ästhetik reichen bis in die Farbgestaltung expressionistischer und neusachlicher Innenräume. Durch opaken Farbauftrag erscheinen die Betonbalken wie bemalte Holzbalken.

Farbglasfenster im Ratssaal

Das Bildprogramm eines Ratssaals drückt seit jeher den Stolz der Kommune auf ihre Geschichte aus. Herkommer wünschte, dass die Farbverglasung wie die Architektur dem Werkbundgedanken von der einfachen und sparsamen Form des modernen Industriedesigns entsprach. In einem Schreiben vom 17. Dezember 1926 argumentierte er: „Wir können nur künstlerisch neuzeitliche Sachen gebrauchen. Kitsch und Sentimentalitäten müssen ausscheiden“. Reststile mit jeglicher Art von überflüssigem Dekor sollten vermieden werden. Bemerkenswert ist, wie der von Herkommer selbst vorgeschlagene Stuttgarter Künstler Emil Glücker

die Formen durch holzschnittartige schwarze Rahmungen umgrenzte und darin mit den drei Grundfarben Rot, Blau und Gelb kompositorische Akzente setzte. Stil und Farbklang orientieren sich an der figurlichen Malerei des Expressionismus. Die Ikonografie folgt Handwerksdarstellungen aus frühneuzeitlichen Ständebüchern.

Vom Bürgertum bis zur Arbeiterklasse schätzte man in den 1920er Jahren stärker die realistischen als die avantgardistischen Tendenzen in der Malerei. In der liberal-demokratischen Industriegesellschaft wurde das Leben zunehmend als kühl und unpersönlich empfunden. Da es, laut Günter Metken, „keine bevorzugten Kasten mehr (gibt), ... beansprucht (jeder) den seinem Können gemäßen Platz. Man weist sich durch die Attribute seines Metiers aus wie Statuen des späten Mittelalters und Bildnisse der Renaissance ...“. In diesem Sinne versuchten alle Gesellschaftsschichten, sich über die Darstellung ihres Milieus der eigenen Position im sozialen Gefüge zu versichern. Am charakteristischsten drücken vielleicht die Fotografien von August Sander diese Suche der modernen Menschen nach ständischer Verortung und Identifikationsmöglichkeit durch Attribute ihrer Arbeit und ihres Berufs aus. Im Ratssaal sind Handwerk, Innungen, Handel und Industrie sinnbildlich dargestellt und die artverwandten Gesellschaftsschichten (Schuhmacher, Krätzenträger, Uhrmacher, Bauern, Salzsieder und Holzfäller) auf gleicher ge-

10 Freilegung der historischen Ratssaaldecke unter der Akustikdecke der 1950er Jahre im März 1992.

11 Ratssaal. Foto 2013.





12 Farbglasfenster, Krätzenträger, nach Entwurf von Emil Glücker 1928. Foto 2013.

13 Krätzenträger aus dem Buch „Von des Neckars Quelle“ von August Reitz 1925.



sellschaftlicher Ebene demokratisch nebeneinander aufgereiht. Ein weiteres Fenster zeigt das Vereinsleben: Gesang, Musik und Sport. Die Darstellungen der Gewerke sollten auf Wunsch der Auftraggeber in der Tradition verankert werden. Dafür stellte man dem Kunstmaler ein Exemplar des Buches „Von des Neckars Quelle“ von August Reitz zur Verfügung. Entsprechend beschwören und idealisieren die Glasfenster die alte Handwerks-tradition. Die Uhren werden weder in Fabriken produziert noch mit der Eisenbahn transportiert. Vom Arbeitsablauf an Fließbändern, von der Beschleunigung der Produktion und modernen Verkehrsmitteln findet sich keine Spur.

Fazit

Auch wenn das Schwenninger Rathaus nach den Vorstellungen der Stadtverwaltung aus seiner Zweckbestimmung heraus entwickelt worden ist, entspricht es nicht der Lehre eines reduktionistischen oder organischen Funktionalismus. Herkommer hat die Bauaufgabe Rathaus nicht im Sinne der Wohnmaschinen-Reduktionisten auf einfache geometrische Formen reduziert. Ein „natürliches“, ihrem inneren Zweck entsprechendes Herauswachsen der Räume wie in der Architektur der Arts-and-Crafts-Bewegung oder den wilden expressionistischen Phantasien der frühen 1920er Jahre wird ebenfalls vermieden. Der Bau ist funktionalistisch von den Räumen gedacht und architektonisch entwickelt. Die Formen der Räume im Innern werden durch glatte Außenfassaden im Sinne des Werkbundgedankens in eine ästhetisch klare moderne Gesamtform gebracht. Der vielfach gebrochene Grundriss und das Zellengewölbe im Eingangsbereich sind ein Reflex auf die kristalline

Form. Sie stand in der deutschen expressionistischen Kunst als abstraktes Symbol für die der Natur innewohnenden Gesetzmäßigkeiten. Der Expressionismus ist hier im Sinne des Werkbundgedankens in einer guten Form, die sachlich und antihistoristisch, aber traditionalistisch ist, gebändigt. Das Bauwerk, 1992 als Kulturdenkmal erkannt, gehört zu den wenigen während der Weimarer Republik geplanten und ausgeführten Rathausneubauten.

Der Text ist ein überarbeiteter Auszug eines Vortrages zu den städtischen Zweckbauten der 1920er Jahre in Schwenningen, dort am 18. Januar 2013 gehalten im Rahmen einer Vortragsreihe zur Ausstellung „Hans Herkommer (1887–1956)“. Die Ausstellung wird im Herbst 2013 in der Stuttgarter Architekturgalerie am Weißenhof gezeigt. Für Auskünfte, Hinweise und Unterstützungen danke ich: Dieter Baumann, Michael Hütt, Christine Lauble-Klepper, Ingeborg Kottmann, Ute Schulze und Joachim Zandona.

Literatur und Quellen

Ingeborg Kottmann: Dr. Ingo Adolf August Lang von Langen – Oberbürgermeister von Schwenningen und Esslingen, in: Schwäbische Heimat 63/2, 2012, S. 171–179.

Christiane Matthiesson: Die Rationalisierung des Menschen. Architektur und Kultur der deutschen Arbeitsämter 1890–1945, Berlin 2007.

Günter Metken: Eine demokratische Kunst: Das Porträt der Neuen Sachlichkeit, in: Realismus 1919–1939, München 1981, S. 106–114.

Hans Herkommer (Hrsg.): Kirchliche Kunst der Gegenwart. Deutsche Bauten 1930. (Zeitschrift für neuzeitliche Städtearchitektur 6/7), Stuttgart 1930.

Stadtarchiv Villingen Schwenningen (SAVS), Bestand 3.1–3, Nr. 1006, 1010.

Stabsstelle Archiv und Dokumentenmanagement, Villingen-Schwenningen: Akten Rathaus Schwenningen, Sanierung des Großen Sitzungssaales, 1986–94, Nr.: 202613.

Praktischer Hinweis

Eine Besichtigung ist auf Anfrage möglich:
Servicezentrum Stadtbezirk Schwenningen
Rathaus Schwenningen
Marktplatz 1
78054 Villingen-Schwenningen
Tel. 077 20/82 33 33
buergeramt@villingen-schwenningen.de

Dr. Folkhard Cremer
Regierungspräsidium Freiburg
Referat 26 – Denkmalpflege

Denkmalporträt



Hoch hinaus, der alten Stadt entgegen Der Verwaltungsbau des Badenwerks in Karlsruhe

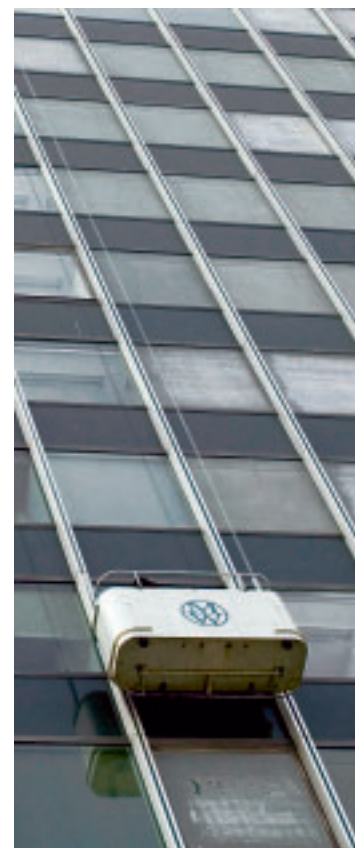
Der ehemalige Verwaltungssitz des früheren Energieunternehmens Badenwerk AG besteht aus einem 72 m hohen Hochhaus mit 21 Geschossen und besitzt eine elegante vorgehängte Aluminiumfassade. Der rechteckig angefügte viergeschossige Langbau ist unterkellert und im Erdgeschoss mit Betonwabenfenstern versehen. Auf der Westseite des Hochhauses befindet sich ein Kasinobau mit umlaufend belichtetem Obergeschoss, darunter liegen zwei Wohnungen. Unter dem repräsentativen Vorplatz im Westen erstreckt sich eine Tiefgarage. 1961 begonnen, war der Gebäudekomplex bereits bei seiner Eröffnung 1965 durchgehend klimatisiert.

Heute beherbergt der große Verwaltungsbau das Landratsamt des Landkreises Karlsruhe. Der ursprüngliche Auftraggeber, die Badenwerk AG (1921–1996), war zur Erbauungszeit ein florierender Stromversorger und setzte hier ein repräsentatives, weithin sichtbares städtebauliches Zeichen. Unweit der historischen Innenstadt, die bis heute von einer niedrigeren Blockrandbebauung des 19. Jahrhunderts geprägt ist, markierten die Auftraggeber selbstbewusst den Aufbruch in die nüchterne Moderne nordamerikanischer Prägung. Wenige Steinwürfe vom Marktplatz entfernt, wollten die Karlsruher Stadtplaner mit diesem Bau den

Stadtgrundriss mit großen Solitärbauten in einer geometrisch gestalteten Parkanlage öffnen. Dem Badenwerkkomplex folgte rund ein Jahrzehnt später als Pendant das expressive Badische Staatstheater (Helmut Bätzner, 1970–1975). Beide Gebäude flankieren heute den Kreuzungspunkt der städtebaulich bedeutenden „Magistralen“ – von Ettlinger Straße und Kriegsstraße.

Deutlich spürbar ist beim Badenwerkgebäude der Einfluss Mies van der Rohe, der hauptsächlich über die Lehre Egon Eiermanns in die Karlsruher Architekturfakultät vermittelt wurde. Klaus Möckel, einer der beiden Karlsruher Architekten, war ein Student Eiermanns, er bildete eine Bürogemeinschaft mit seinem Kommilitonen Norbert Schmidt, einem Schüler Otto Haupt's. Sie arbeiteten für dieses Projekt mit dem erfahrenen, um eine Generation älteren Verwaltungsbauexperten Theodor Kelter (1907–1982) aus Köln zusammen, der in Karlsruhe mit der 1955 fertiggestellten Karlsruher Lebensversicherung am Stadtgarten bereits für Aufsehen gesorgt hatte. Wie auch bei seinen Kölner Bauten ließ sich Kelter vom nüchternen Architekturstil der nordamerikanischen Metropolen inspirieren, wie etwa bei der Provinzial-Versicherung in Köln (1961–1962), die seit 1988 als Hotel genutzt wird.

1 Glasvorhangfassade.



2 Lageplan der Gebäude.

Mit dem ausgewogen gegliederten Verwaltungskomplex in der Karlsruher City gelang den Planern ein bis heute eindrucksvolles, in seinen Gebäudekubaturen elementar inszeniertes Beispiel des „Internationalen Stils“. Bei aller Fortschrittlichkeit blieb die Grundrissgestaltung eher herkömmlich, es entstanden die damals üblichen Zellenbüros und kleinere Bürosäle. Großraumbüros mit der Möglichkeit einer frei gestaltbaren, den veränderlichen Anforderungen der Arbeitswelt anzupassenden Flächenmöblierung suchte man hier noch vergeblich.

Unverkennbar bleibt jedoch, dass die Architekten mit dem Verwaltungsbau recht kühn auf die aktuellen Strömungen der Zeit reagierten und nach sachlicher Modernität strebten. Nicht nur im Verwaltungsbau kamen die wichtigsten Vorbilder damals hauptsächlich aus den USA: Die asketische Formensprache der nüchternen, mosaikartig gerasterten Glasoberflächen entfaltete in Deutschland große Wirkung. Als außergewöhnlich vorbildhaft wurden etwa die Arbeiten des Architekturbüros Skidmore, Owings und Merrill empfunden. Sein Einfluss, insbesondere manifestiert durch dessen berühmtes „Lever House“ in New York (1952–1953), fiel im wirtschaftlich aufstrebenden Nachkriegsdeutschland auf fruchtbaren Boden. Gera-

3 Vorplatz mit Kasinobau, Westseite.



dezu ein Fanal bedeutete in dieser Hinsicht das fulminante Düsseldorfer „Dreischeiben-Hochhaus“ der Firma Thyssen (1957–1960) von Helmut Henrich und Hubert Petschnigg, die mit ihrem schnell zu Berühmtheit gelangten Projekt unmittelbar den Nerv der Zeit getroffen hatten. Ob in Düsseldorf, Köln oder Karlsruhe – Gebäude dieser Art waren nicht nur ästhetische oder funktionale Artefakte mit einer gewissen Werbewirkung, sondern bedeuteten im verunsicherten Deutschland der Nachkriegszeit auch ein Plädoyer für politische Normalisierung und waren hoffnungsvolle Zukunftszeichen. So entstand mit dem Stuttgarter Landtag 1959 bis 1961 ein bedeutender Parlamentsbau in diesem Stil (Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 1/2011). In baukünstlerischer Hinsicht bahnte sich in diesem architektonischen Empfinden die Ablösung der eher kunsthandwerklich orientierten „Nierentisch-Architektur“ der 1950er Jahre durch einen neuen futuristisch-utopischen Geist an.

Literatur

Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland (Hg.): Zwischen Scheibe und Wabe – Verwaltungsbauten der Sechzigerjahre als Denkmale, Petersberg 2012, S. 94–97.

Deutsche Bauzeitschrift, 4/1970, S. 611–614.

Praktischer Hinweis

Das Amtsgebäude ist im Rahmen des Publikumsverkehrs zugänglich.

Dr. Clemens Kieser
Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 26 – Denkmalpflege

Ortstermin



Das „neue alte Theater“ in Heidelberg Neubau und historischer Bestand

Im Jahr 1853, und damit im Vergleich zu anderen Städten wie etwa Mannheim relativ spät, erhielt Heidelberg einen Theaterbau. Nach Entwürfen von Stadtbaumeister Ludwig Lendorff entstand ein zweigeschossiger, fünfsäufiger Bau in klassizistischer Formensprache, der sich durch seinen Mittelrisalit von der zeitgleichen, benachbarten Wohnbebauung abhebt. Nachdem im 19. Jahrhundert verschiedene kleinere Änderungen erfolgt waren, genügte das Schauspielhaus in den 1920er Jahren den Ansprüchen endgültig nicht mehr. Deshalb erweiterte Stadtbaurat Friedrich Haller 1925 das Gebäude auf jeder Seite um eine Achse und stockte es um ein durchgehendes Halbgeschoss auf. Außerdem baute er einen größeren Bühnenraum, Foyers und zwei Treppenhäuser an. Im Inneren erhielt der Zuschauerraum zwei halbrunde Ränge, eine in den Formen des Neoklassizismus gestaltete Stuckdecke sowie eine neue Bestuhlung. Letztere sowie die Lampen dieser Bauphase fielen der Renovierung der 1950er Jahre zum Opfer. Der Stuck blieb zwar erhalten, bekam jedoch statt der hauptsächlich grauen und grünen Fassung einen cremefarbenen Anstrich mit goldenen Höhungen. 1978 führte man das Innere des Zuschauerraums wieder auf den Zustand von 1925 zurück, wobei man Farbgebung, Lampen und Stühle rekonstruierte. Bereits ein Jahrzehnt später stand die nächste Modernisierung an, bei der das 1854 errichtete denkmalgeschützte Wohnhaus Theaterstraße 4

mit dem Theater über ein gläsernes Foyer verbunden wurde, das fortan als Haupteingang diente. Dafür entkernte man das Erdgeschoss dieses Wohnhauses und entfernte seine hintere Außenwand. Später dehnte sich das Theater in weitere, denkmalgeschützte Wohnhäuser des 19. Jahrhunderts aus (Theaterstraße 8 und 10, Friedrichstraße 5 und 7), um darin Büros und andere Funktionen unterzubringen.

Nachdem man 2006 das Theater aufgrund gravierender Sicherheitsmängel vorübergehend hatte schließen müssen und es den modernen Anforderungen schon lange nicht mehr genügte, entschied man sich, einen neuen Saal zu errichten und den Bestand zu sanieren. Um für diese Aufgabe eine gute Lösung zu finden, lobte die Stadt 2007 einen Realisierungswettbewerb aus. Bei der Planung waren nicht nur alle Anforderungen, die ein modernes Vierspartenhaus stellt, zu berücksichtigen, sondern auch die Lage innerhalb der denkmalgeschützten Altstadt von Heidelberg (Gesamtanlage). Nach Meinung der Jury gelang es dem Architekturbüro Wächter und Wächter (Darmstadt), die verschiedenen Vorgaben bei relativ kleinem Bauvolumen zu erfüllen. Zwischen den einzelnen Gebäuden fanden auf einem 6 m hohen Sockelgeschoss drei Kuben Platz, die allerdings durch ihre Flachdächer in der Altstadt als untypisch auffallen. Die Fassaden des gesamten Neubaukomplexes heben sich durch ihren hellen sandgestrahlten Beton



und die schmalen, geschossübergreifend aneinandergereihten Fensteröffnungen von ihrer Umgebung ab. Dort, wo der Neubau direkt an historische Nachbargebäude anschließt, wurde jeweils mit Glasfugen gearbeitet. Da dabei für die Straßenansicht nur die Abschnitte zu beiden Seiten des Gebäudes Friedrichstraße 5 und die schmale Zone zwischen Theaterstraße 4 und 6 wirksam sind, wird die Gesamtanlage nicht beeinträchtigt.

Im Inneren wurde die Bauphase von 1925 weitgehend in ihrem Bestand respektiert. Der historische Theatersaal blieb ebenso wie die zugehörigen Foyers und Treppenhäuser erhalten, während die nicht denkmalgeschützte hintere Bühne zugunsten eines Ersatzbaus, der das Verbindungsgelenk zum neuen Saal darstellt, abgebrochen wurde. Das Foyer der 1980er Jahre wurde durch einen Neubau ersetzt. In diesem Zuge reaktivierte man den ehemaligen Haupteingang des historischen Theaters, indem man die Türöffnungen wieder nach unten verlängerte und den Boden im Inneren auf das Niveau von vor 1925 zurückführte, was die barrierefreie Erschließung erlaubte.

Während die 20er-Jahre-Foyers neben kleineren Reparaturen hauptsächlich eine am restauratorischen Befund orientierte Überfassung erhielten, waren die Eingriffe im Zuschauerraum umfangreicher. Zum einen wurde der Boden auch hier auf das Niveau von vor 1925 abgesenkt, zum anderen waren neben technischen Verbesserungen statische Sicherungsmaßnahmen an den Rängen erforderlich. Außerdem reparierte man die hölzerne Wandverkleidung, ergänzte sie, wo erforderlich, und lasierte sie wieder in ihrem früheren Mahagoniton. Den Deckenstuck reinigte und sicherte man in enger Abstimmung mit der Denkmalpflege. Anschließend wurden die teilweise sehr grellen Anstriche aus jüngster Zeit an die bereits 1978 aufgefrischte Phase von 1925 angenähert.

Die in den 1970er Jahren rekonstruierten Lampen konnten erhalten werden. Die Bestuhlung musste allerdings einer den aktuellen Nutzungsansprüchen entsprechenden flexiblen weichen.

Während das Anwesen Friedrichstraße 7 aufgrund seines schlechten Zustands dem Neubau zum Opfer fiel, blieben die anderen vier externen Gebäude als Teil des Theaters bestehen. Nachdem dort bereits früher einige Veränderungen durchgeführt worden waren, passte man das Gebäudeinnere nun den Anforderungen des Theaterbetriebs an, wobei zumindest die Grundrisse teilweise übernommen werden konnten. Darüber hinaus legte die Denkmalpflege besonderen Wert auf den Erhalt der historischen Treppenhäuser mit ihrer Ausstattung sowie der noch vorhandenen Stuckdecken, Ausmalungen und Türelemente.

Dort, wo die historischen Fenster nicht mehr vorhanden waren oder aufgrund ihres Erhaltungszustands nicht instand gesetzt werden konnten, wurden sie durch neue Holzexemplare nach Vorgaben der Denkmalpflege ersetzt. Alle anderen Fenster reparierte man und rüstete sie durch die Ergänzung eines Innenfensters energetisch auf. Außerdem erhielten alle Außenfassaden einen neuen Anstrich, bei dem man aufgrund der Beratung durch Restauratorin und Denkmalpflege von der Idee einer einheitlichen Farbgebung für alle Gebäude im Sinne einer „Corporate Identity“ Abstand nahm zugunsten einer für jedes Objekt individuellen, auf den Ergebnissen der Befunduntersuchungen basierenden. Die Häuser werden dadurch weiterhin als eigenständige Gebäude innerhalb der Altstadt wahrgenommen und werten durch ihr jetziges Erscheinungsbild die Gesamtanlage auf.

Dr. Claudia Baer-Schneider
Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 26 – Denkmalpflege

Rezension

Jörg Heiligmann/Ralph Röber, mit einem Beitrag von Helmut Schlichtherle:
Im See – am See. Archäologie in Konstanz

Führer des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg Bd. 2,
hg. v. Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg, Friedberg 2011
136 Seiten, 179 Abb., ISBN 978-3-9812181-4-5,
9,80 Euro

Der zweite Band der neuen Buchreihe des Archäologischen Landesmuseums stellt die Entwicklung der Stadt Konstanz auf Grundlage der Ausgrabungen der vergangenen 20 Jahre in den Mittelpunkt. Anschaulich erläutert Helmut Schlichtherle die Anfänge der Besiedlung in Jungsteinzeit und Bronzezeit. Vom 4. bis 1. Jahrtausend v. Chr. bot die heute zu großen Teilen unter Auffüllungen liegende ehemalige Flachwasserzone des Bodensees günstige Bedingungen für Siedlungen „auf schwankenden Pfählen“. Die Pfahlbausiedlungen in der Bucht am Rauenegg, beim Jachthafen und bei der Dominikanerinsel waren meist nur von kurzer Dauer.

Jörg Heiligmann betritt mit der Charakterisierung des spätkeltischen Oppidums auf dem Moränenrücken um das heutige Münster „festen Boden“. Die auf einer Fläche von 240 m x 90 m nachweisbare Siedlung lässt sich in mindestens drei Perioden gliedern. Neben umzäunten Hofanlagen gibt es auch Hinweise auf eine Kultstätte. Erst am Ende der Besiedlung, kurz vor der Zeitenwende, wurde der Ort mit einer Holz-Erde-Mauer befestigt. Wohl im Zusammenhang mit dem Alpenfeldzug um 15. v. Chr. ist eine römische Präsenz nachweisbar. „Unter den Fittichen des römischen Adlers“ wurde ein Kastell zur Sicherung des Rheinübergangs errichtet. Nördlich der Wehranlage entstand ein Lagerdorf, aus dem sich eine zivile Siedlung entwickelte. Dieses Gemeinwesen wurde zerstört und bekam um 300 erneut eine militärische Besatzung. Von dem Namen des spätrömischen Kastells „Constantia“ leitet sich der heutige Name der Stadt ab. Im Schutz der mächtigen Mauern entwickelte sich eine späte Blüte römischer Zivilisation. Nach der römischen Epoche ist im 5./6. Jahrhundert eine germanische Präsenz erkennbar. Den weiten Bogen der wechselvollen Geschichte von Konstanz im Mittelalter schlägt Ralph Röber. Mit Gründung des Bistums um 600 entwickelte sich Konstanz zu einem geistigen Zentrum Südwestdeutschlands. In ottonischer Zeit entstanden neben der Bischofsburg und Pfalz zahlreiche Kirchenbauten. Der als zweites Rom stilisierte Marktort entwickelte sich zu einem Fernhandelszen-

trum. Durch planmäßigen Siedlungsausbau und Landgewinnung entstand eine frühe Stadt, deren Bewohner sich im 12. Jahrhundert vom Bischof emanzipierten. Im Spätmittelalter wurden die benachbarten Dörfer nach und nach in die Stadtbefestigung einbezogen und zu neuen Stadtteilen. Wie in kaum einer anderen Stadt vermitteln Relikte von Handwerk und Gegenstände des täglichen Bedarfs den Alltag der ehemaligen Bewohner. Der Führer lebt von den ausgezeichneten Fotos von Grabungen und Funden sowie gut nachvollziehbaren Rekonstruktionszeichnungen und Karten, hervorzuheben sind die anschaulichen und schön gestalteten Lebensbilder der verschiedenen Siedlungsphasen. Das Taschenbuch bietet mehr als nur Erläuterungen zur neu gestalteten Abteilung im Museum. Als gut illustrierte Kurzfassung der Stadtgeschichte lädt es vielmehr dazu ein, in der Stadt am See auf Entdeckungsreise zu gehen.

Bertram Jenisch

Mitteilungen

Baden-Württemberg-Tag am
4. und 5. Mai 2013 in Horb am Neckar

Die Landesdenkmalpflege war in diesem Jahr erstmals mit einem Informationsstand auf dem Baden-Württemberg-Tag am 4. und 5. Mai in Horb am Neckar vertreten. Der Baden-Württemberg-Tag ist der Beginn und einer der Höhepunkte der Heimattage 2013. Das Neckar-Erlebnis-Tal präsentierte sich auf den Heimattagen unter dem Motto „Hier lebt die Heimat“ in einer Leistungsschau, bei der das kulturelle, wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben im Südwesten gezeigt wurde. Mehr als 100 Vertreter von Vereinen, Institutionen, Unternehmen aus Wirtschaft und Tourismus, Handwerk, Medien

Am Baden-Württemberg-Tag informiert Grit Koltermann interessierte Bürger am Stand der Landesdenkmalpflege.





Minister für Finanzen und Wirtschaft, Dr. Nils Schmid (MdL), Oberste Denkmal-schutzbehörde (Mitte), mit seiner Ehefrau im Gespräch mit dem Abteilungspräsidenten des Landesamtes für Denkmalpflege, Prof. Dr. Claus Wolf (rechts).

und Landesbehörden sowie Kulturschaffende und regionale Erzeuger waren vor Ort. Die informativen Stände, Aussteller und das bunte Rahmenprogramm lockten mehr als 40 000 Besucher jeglichen Alters.

Am Informationsstand des Landesamtes für Denkmalpflege informierten sich die Besucher über Aufgaben und Zielsetzungen der Landesdenkmalpflege. Von großem Interesse waren Flyer mit regionalen Inhalten wie „Die Kelten in Nagold“, Themen der denkmalgerechten Umnutzung und die Broschüren über die „UNESCO-Welterbestätten Limes und Pfahlbauten“. Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ lag zur Mitnahme aus, was zahlreich genutzt wurde. Eine Auswahl von Büchern, die bestellt werden konnten, gab einen Überblick über die umfangreiche Publikationstätigkeit der Landesdenkmalpflege. Ein Anziehungspunkt war auch der Film über die anspruchsvolle und facettenreiche Arbeit der Denkmalpfleger, der an beiden Tagen gezeigt und verteilt wurde.

Nach seinem Grußwort besuchte am Sonntag Dr. Nils Schmid, Minister für Finanzen und Wirtschaft, den Stand der Landesdenkmalpflege. Im Gespräch mit Prof. Dr. Claus Wolf, Abteilungspräsident des Landesamtes für Denkmalpflege, unterstrich er, welche Bedeutung die Präsenz der Landesdenkmalpflege auf den Heimattagen für die Akzeptanz der Arbeit der Denkmalpfleger in der Öffentlichkeit hat. Der Minister erkundigte sich nach Maßnahmen der Denkmalpflege im Raum Horb und erfuhr von der Ausgrabung des Gräberfelds der frühen Merowingerzeit. Er würdigte außerdem die Publikation „Architektur der Fünfziger Jahre“ als Beispiel, die Bauten jener Jahre als Denkmale in das Bewusstsein der Bevölkerung zu rücken, sowie die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“, die mit einer Auflage von 25 000 Exemplaren und einem kostenfreien Abonnement einen großen Leserkreis erreicht und singulär in Deutschland steht.

Zu den „unbequemen“ Denkmalen zählen auch Bunker wie dieser so genannte MVV-Bunker im Jungbusch in Mannheim.



Die Gespräche mit den Besuchern am Stand der Landesdenkmalpflege haben gezeigt, dass ein großes Interesse an der Arbeit der Denkmalpfleger in der Öffentlichkeit besteht. Viele Fragen beschäftigten sich zum Beispiel mit dem Umgang mit Kleindenkmalen oder Leitfäden für Denkmaleigentümer. Die Denkmalpflege hofft, auch im nächsten Jahr wieder am Baden-Württemberg-Tag präsent sein zu können.

Tag des offenen Denkmals 2013 „Jenseits des Guten und Schönen: Unbequeme Denkmale?“

Der diesjährige Tag des offenen Denkmals findet bundesweit am Sonntag, 8. September 2013, unter dem Motto „Jenseits des Guten und Schönen: Unbequeme Denkmale?“ statt.

Dieses Thema fordert und bietet zum einen Diskussionspotenzial um den Erhalt von Denkmalen und greift zentrale Fragestellungen der Denkmalpflege auf, mit denen sich die Öffentlichkeit besonders an diesem Tag auseinandersetzen kann. Was ist wert, erhalten zu werden und weshalb? Gibt es überhaupt „bequeme“ Denkmale? Und was macht Denkmale „unbequem“ und warum? Die Entscheidungen über Schutz oder Abriss müssen sorgfältig erfolgen. Die Diskussion muss auf Grundlage des Denkmalschutzgesetzes zwischen Fachbehörden, verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen und Öffentlichkeit geschehen. Dafür bietet der Tag des offenen Denkmals eine Plattform.

Außerdem ermöglicht das Motto, einen Fokus auf Kulturdenkmale zu werfen, die sich sonst dem Blick entziehen könnten. Für „Unbequemlichkeit“ gibt es unterschiedlichste Gründe. Hierzu zählen politische und soziale Umstände ihrer Entstehung oder der Nutzungszeit, die Unbehagen beziehungsweise Ablehnung hervorrufen können: so etwa Gefängnisse, Bunker-, Festungs- und Verteidigungsanlagen, Kriegerdenkmale oder Gedenkstätten, Konzentrationslager der NS-Zeit, ehemalige DDR-Grenzanlagen oder politisch intendierte Verwaltungsbauten der NS- oder DDR-Zeit. Gerade an diesen Bauten entzündet sich leicht eine Diskussion um den meist mit Kosten verbundenen Erhalt. Sind sie es „wert“? Und wenn ja, in welchem Umfang oder in welcher Zahl? Solche Denkmale können wichtige Zeitzeugen sein, die künftige Generationen mahnen, stehen aber oft auch für die architektonische Entwicklung und die technischen Standards ihrer Bauzeit.

Heime, Krankenhäuser oder Anstalten können zu „unbequemen“ Denkmalen zählen. Aus unserer „modernen“ Sicht entsprechen viele dieser häufig im 19. Jahrhundert entstandenen Gebäude nicht unseren hygienischen Anforderungen, unseren

Standards für bedarfsgerechtes Bauen. Doch lassen sich daran mitunter Fragen des Unterhalts oder der – wenn geschehen – Umnutzung erörtern. Gebäude der Nachkriegsmode wie Bürokomplexe oder Kaufhäuser, die unserem ästhetischen oder technischen Anspruch nicht mehr genügen und Sanierungskosten verursachen, lassen des öfteren an ihrem Erhaltungs- und Denkmalwert zweifeln. Auch die archäologische Denkmalpflege kennt „unbequeme“ Denkmale. Fundstellen, deren Ausmaße oft erst bei der Ausgrabung deutlich werden, erfordern eine schnelle und zugleich gründliche Sicherung und Dokumentation beziehungsweise den dauerhaften Erhalt. Handelt es sich um Nutzflächen der Landwirtschaft oder Bauland, wird ein Denkmal mitunter aus Sicht des Nutzers „unbequem“. Auch hier kann der Dialog zwischen Fachbehörden und Eigentümer weiterhelfen, um die Werte des Denkmals für künftige Generationen aufzuzeigen und den Erhalt zu gewährleisten.

Wir laden Sie ein, sich mit eigenen Aktionen am Tag des offenen Denkmals 2013 zu beteiligen. Präsentieren Sie „Ihr“ Denkmal doch einmal der Öffentlichkeit. Bieten Sie anderen Mitmenschen die Möglichkeit, im Rahmen von Führungen oder eines von Ihnen bestimmten Programms zu „erleben“, was Sie an Ihrem Denkmal begeistert.

Und wie immer gilt: Auch wenn Sie sich mit Ihrem Denkmal nicht im diesjährigen Motto wiederfinden – alle sind herzlich eingeladen, sich zu beteiligen und den Denkmaltag mit sehenswerten Objekten und spannenden Veranstaltungen zu bereichern.

In Deutschland wird der Tag des offenen Denkmals seit 1993 gefeiert. Vergangenes Jahr besichtigten allein in Deutschland mehr als 4,5 Millionen Menschen über 8000 Denkmale, darunter 750 Kulturdenkmale in rund 270 Städten und Gemeinden Baden-Württembergs.

Zur landesweiten Eröffnungsveranstaltung lädt die Landesdenkmalpflege dieses Jahr am Samstag,



den 7. September 2013, nach Offenburg im Regierungsbezirk Freiburg ein.

Auch in diesem Jahr gibt das Landesamt für Denkmalpflege eine Broschüre heraus, in der die Aktionen der Landesdenkmalpflege sowie sämtliche an diesem Tag geöffneten Denkmale in Baden-Württemberg verzeichnet sind. Sie wird ab August kostenfrei in öffentlichen Gebäuden ausliegen beziehungsweise über das Landesamt für Denkmalpflege zu beziehen sein: Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Fachbereich Öffentlichkeitsarbeit, Berliner Str. 12, 73728 Esslingen, Fax. 07 11/90445 249, E-Mail: Denkmal tag2013@rps.bwl.de (freigeschaltet ab Juli).

Das Programm basiert auf den Anmeldungen der Denkmaleigentümer bei der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, die bis zum 31. Mai 2013 entsprechende Anmeldungen entgegennimmt. Zudem bietet sie kostenfreies Info- und Werbematerial. Anmeldung Ihrer Aktion:

Deutsche Stiftung Denkmalschutz,
Schlegelstraße 1, 53177 Bonn, Tel. 02 28/909 10,
www.tag-des-offenen-denkmals.de

Eine Herausforderung ist sicherlich die Umnutzung denkmalgeschützter Gefängnisbauten wie hier in Schwäbisch-Hall.

Mit Aktionen lockt jedes Jahr am Tag des offenen Denkmals auch das Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen. Links unten eine Präsentation moderner Technologien, die in der Archäologie zum Einsatz kommen.

Auf große Akzeptanz trifft die Erhaltung historischer Burgruinen, wie z. B. des Bernhardsbaus der Burgruine Hohenbaden. Das Foto rechts unten zeigt eine Besuchergruppe am Tag des offenen Denkmals 2011.



8. Tag der Archäologie 21. bis 23. Juni 2013 in Rottweil

Zum 8. Tag der Archäologie vom 21. bis 23. Juni 2013 laden die Vorstände des Förderkreises Archäologie in Baden e.V. und der Gesellschaft für Archäologie in Württemberg und Hohenzollern e.V. alle Mitglieder und alle an der Landesarchäologie Interessierten sehr herzlich nach Rottweil ein. In der ehemaligen römischen Stadt „Arae Flaviae“ hat die Archäologie seit der Entdeckung und Ausgrabung des großen römischen Bades im Nikolausfeld 1967 Tradition. An keinem anderen archäologischen Fundort Baden-Württembergs wirkte die staatliche Denkmalpflege so kontinuierlich und mit hohem finanziellem und personellem Einsatz. Die älteste Stadt Baden-Württembergs verfügt über eine reiche Geschichte als römische Stadt, karolingischer Gerichtsort und staufische Neugründung und damit über vielfältige archäologische Quellen. Führungen durch die Stadt und das neu eingerichtete römische Museum, ein Zweigmuseum des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg, geben Ihnen davon ebenso einen Eindruck wie die drei einführenden Vorträge, die über Ergebnisse der römischen und mittelalterlichen Archäologie sowie der Stadtarchäologie berichten.

Programm

Freitag, 21. Juni	
ab 10 Uhr	Führungen
13.30–15 Uhr	Eröffnungsveranstaltung
15.30–17 Uhr	Vorträge in zwei Sektionen
17.30–18.30 Uhr	Mitgliederversammlung
20 Uhr	Festvortrag
Samstag 22. Juni	
ab 9 Uhr	Exkursionen
18 Uhr	Empfang der Stadt Rottweil
19 Uhr	Museumsführungen
Sonntag 23. Juni	
ab 9 Uhr	Exkursionen

Nähere Infos und Anmeldungen bitte bis 15. Mai 2013 an die:

Gesellschaft für Archäologie in
Württemberg und Hohenzollern e.V.
Berliner Straße 12, 73728 Esslingen
Telefon 07 11/577 441 54, Telefax 577 441 67
mail@gesellschaft-archaeologie.de

Zeitschrift

„Denkmalpflege in Baden-Württemberg“
Alle Hefte seit 1972 online

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ berichtet und informiert seit mehr als



50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. Zeitgleich zum Inkrafttreten des Denkmalschutzgesetzes und der Zusammenfassung der vier eigenständigen Ämter zu einem Landesdenkmalamt erscheint sie seit 1972 nach neuem Konzept unter neuem Titel in veränderter Optik. Wir freuen uns, Ihnen mitteilen zu können, dass ab sofort die gesamten Jahrgänge des Nachrichtenblattes seit diesem wichtigen Wendepunkt als pdf-Dateien auf unserer Homepage abrufbar sind. Die gescannten Ausgaben finden Sie im Nachrichtenblatt-Archiv unter:

www.denkmalpflege-bw.de/publikationen/nachrichtenblatt/archiv.html

Die Dateien sind nach dem Herunterladen und Speichern auf dem eigenen Computer nach Stichworten durchsuchbar. Alternativ können Sie für die Suche nach bestimmten Themen oder Orten auch das Register verwenden, das unter dem nachfolgenden Link abrufbar ist:

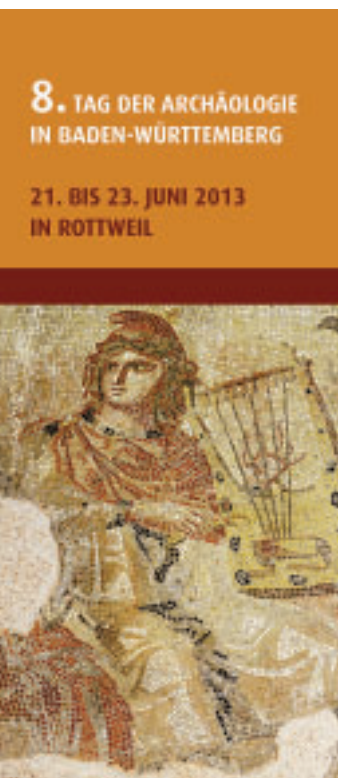
www.denkmalpflege-bw.de/publikationen/nachrichtenblatt/register.html

Jüngere Hefte ab 2002 finden Sie weiterhin unter: www.denkmalpflege-bw.de/publikationen/nachrichtenblatt.html.

Jüdische Grabsteine online

Zeugnisse jüdischen Lebens verdienen einen besonderen Schutz. Die Veröffentlichung einer vollständigen Dokumentation jüdischer Grabsteine in Baden-Württemberg wollte insofern wohl überlegt sein. Wie viel trägt sie zur besseren Information und somit einem erhöhten Schutz bei, wann verleitet sie zu Missbrauch oder gar Schändung? Aus Sicht der Landesdenkmalpflege ist der nun gefundene Weg, die Dokumentation über das Findbuch des Landesarchivs öffentlich zugänglich zu machen, eine sehr gute Lösung.

In Baden-Württemberg gibt es 145 jüdische Friedhöfe mit circa 55 000 Grabsteinen. Alle Friedhöfe mit ihren Grabsteinen sind Kulturdenkmale gemäß



§ 2 Denkmalschutzgesetz. Der Landtag von Baden-Württemberg beschloss am 1. Februar 1989, Maßnahmen zu ergreifen, die die Dokumentation und den Erhalt jüdischer Friedhöfe zum Ziel haben. Die Ausführung dieser Aufgabe wurde dem damaligen Landesdenkmalamt Baden-Württemberg unter Federführung des Wirtschaftsministeriums übertragen. Zu diesem Zweck wurde zunächst in Karlsruhe, später in Stuttgart, jeweils eine Projektstelle mit Judaisten besetzt, die die landesweite Projektsteuerung durchführten. Ziel der Erfassung war die Dokumentation der Grabsteine mit den wichtigsten Angaben zu den dort beerdigten Personen und die Bestimmung der Grabsteine von besonderer kulturhistorischer Bedeutung, die in das Konservierungsprogramm einbezogen wurden. Zahlreiche Grabsteine wurden im Rahmen des Projektes gesichert. Das Projekt wurde vom Land Baden-Württemberg mit 450 000 Euro Zuschüssen und 950 000 Euro Personalkosten unterstützt, insgesamt 1,4 Millionen Euro.

Die Dokumentationen erfolgten jeweils nach Absprache mit den israelitischen Religionsgemeinschaften in Württemberg und Baden und dem Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland (Heidelberg). Wichtige Grundlage war hierbei die vom Zentralarchiv 1985 und 1992 erstellte Fotodokumentation fast aller Grabsteine.

Worin liegt die besondere Bedeutung jüdischer Friedhöfe? Da ist zum einen die Tatsache, dass jüdische Grabstätten auf Ewigkeit angelegt sind, also nicht wie auf christlichen Friedhöfen aufgelöst oder neu belegt werden. Dadurch sind hier eine große Zahl sehr viel älterer Grabsteine erhalten, als dies auf christlichen Friedhöfen der Fall ist. Darüber hinaus liefern die Grabsteine aufgrund der angebrachten Inschriften und Symbole aber auch eine Vielzahl an historischen Informationen über gesellschaftliche Strukturen oder politische, soziale und kulturelle Entwicklungen, die ihnen den Wert von bedeutenden Urkunden geben.



Diese Urkunden für die Nachwelt zu dokumentieren und in ihrem Bestand zu erhalten war ein wesentliches Ziel dieses Projektes. Darüber hinaus bot die Dokumentation aber auch erstmals eine wichtige systematische Grundlage für weitere wissenschaftliche Forschungen. Circa 15 Publikationen sind aus den Dokumentationen bisher hervorgegangen, die für die Heimatgeschichte und die Erforschung der jüdischen Geschichte im Allgemeinen von großer Bedeutung sind.

Viele Archivare und ehrenamtlich engagierte Heimatforscher haben bereits auf die Dokumentationen zurückgegriffen, um Friedhofsführungen vorzubereiten und über die Heimatgeschichte zu forschen. Einen Schwerpunkt bildete sicher die Möglichkeit, genealogische Fragen aus aller Welt beantworten zu können. Alle diese Anforderungen werden nun wesentlich vereinfacht durch die Möglichkeit, die Dokumentation online zu recherchieren.

Im Zuge eines von der Kulturgutstiftung Baden-Württemberg finanzierten Projekts wurde diese wertvolle Überlieferung 2011 im Staatsarchiv Ludwigsburg als Bestand EL 228 b II für die Online-Nutzung erschlossen. Hierfür wurde der gesamte Fotobestand eingescannt und mit den zur Verfügung gestellten Datenbankinhalten verknüpft. Damit ist der 1985 bis 1992 flächendeckend fotografisch gesicherte Zustand der Grabsteine in Verbindung mit den zwischen 1990 bis 2010 erhobenen Erschließungsdaten der Landesdenkmalpflege für weitere Forschungen weltweit über Internet abrufbar. Mit diesem Schritt hat nun ein über 20 Jahre währendes Projekt einen guten Abschluss gefunden.

<https://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/olf/startbild.php?bestand=24368>

Siehe dazu auch: S. Michal Antmann/Monika Preuß: Das Projekt zur Erfassung jüdischer Grabsteine in Baden-Württemberg, in: Denkmalpflege in Baden-

Offizielle Freischaltung des Online-Findbuchs im Staatsarchiv Ludwigsburg am 27. Februar 2013.

Von links: Regierungspräsident Johannes Schmalz, Peter Honigmann und Dr. Monika Preuß vom Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland, Dr. Peter Müller und Prof. Dr. Stephan Molitor vom Staatsarchiv Ludwigsburg, davor Dr. Ulrike Plate, Landesamt für Denkmalpflege, Michael Kashi, Vorstandsmitglied der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württemberg sowie Michael und Paul Dörr als Vertreter der Israelitischen Religionsgemeinschaft Baden.

Grabsteine auf dem jüdischen Friedhof in Heilbronn-Sontheim, 2006.

Württemberg 1996, S. 231–243; Martina Strehlen: Erfassung jüdischer Friedhöfe in Baden-Württemberg, zweiter Projektbereich, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 2002, S. 33–39.

Ehrenamtliches Engagement in der Denkmalpflege FörderPreis der Region Stuttgart 2013

Auch in diesem Jahr ist der FörderPreis der Region Stuttgart wieder ausgeschrieben, Bewerbungen können bis zum 30. Juni 2013 eingereicht werden. Gefördert werden ehrenamtliche Projekte in sechs Wettbewerbsbereichen, darunter auch „Denkmalschutz und Heimatpflege“ – Sponsor hier ist die staatliche Toto-Lotto GmbH Baden-Württemberg. Zu gewinnen gibt es insgesamt 18 Geldpreise im Gesamtwert von 30 000 Euro.

Die Ausschreibungsbedingungen erhalten Sie beim:
Forum Region Stuttgart e.V.
Jägerstraße 30, 70174 Stuttgart
Tel.: 07 11/2005 1578
E-Mail: info@forum-region-stuttgart.de
Oder unter:
www.forum-region-stuttgart.de (Projekte)

Preisverleihung 2012

Am 1. Oktober 2012 fand in den Räumlichkeiten der SV Sparkassenversicherung die Verleihung des letztjährigen FörderPreises statt. Geehrt wurden insgesamt 18 Preisträger in den sechs Rubriken Bildung und Soziales, Denkmalschutz und Heimatpflege, Kooperation Bildungsträger und externe Einrichtungen, Kunst und Kultur, Natur und Umwelt, Sport und Fitness.

In der Rubrik Denkmalschutz und Heimatpflege ging der erste Preis an Herrn Janetzko, der sich gemeinsam mit dem Bürgerverein Ebersberg für die Renovierung einer seltenen Lambachpumpstation von 1928 eingesetzt hat. Bei der Lambachpumpe im Däfernwald bei Lutzenberg, Gemeinde Auenwald im Rems-Murr-Kreis, handelt es sich um ein ungewöhnliches technisches Denkmal. Das Prinzip der Pumpe wurde bereits im 18. Jahrhundert

entwickelt. Eine solche Pumpe kann lokal betrieben werden, sie bedarf keiner Energiezufuhr über eine größere Entfernung. Die Pumpen waren beziehungsweise sind sehr robust und ausgesprochen wartungsarm. Deshalb eignete sich die Pumpe für abgelegene Gegenden ohne Stromanschluss. Die Lambachpumpe wurde in enger Abstimmung mit der Landesdenkmalpflege in über 650 ehrenamtlichen Stunden – vor allem von Jugendlichen des Bürgervereins Ebersberg – instand gesetzt und erstmals wieder in Betrieb genommen. Ein besonderes Kapitel historischer Wasserversorgung kann wieder praktisch aufgezeigt und nachvollziehbar gemacht werden.

Den zweiten Preis erhielten die „Jungen Geschichtler“, die Jugendgruppe des Geschichtsvereins Besigheim. Sie wird für eine besonders erfolgreiche und beispielhafte Jugendarbeit ausgezeichnet. Rund um Hans-Jürgen Groß, im Beirat des Vereins für die Jugendarbeit zuständig, hat sich eine Gruppe Freiwilliger gefunden, die mit 8- bis 16-jährigen Jugendlichen Projekte durchführen. Neben klassischen Museumsbesuchen und Vorträgen hat vor allem die Projektarbeit überzeugt. Das Interesse der Jugendlichen wird durch die Teilnahme an einem ganz konkreten Projekt gefördert. Keine langfristige Vereinsbindung ist Voraussetzung, keine wöchentliche Terminbindung kollidiert mit schulischen und anderen Interessen. Zweimal im Monat trifft man sich, um gemeinsam Hand anzulegen. Als erstes Projekt haben die Jugendlichen – selbstverständlich in Absprache mit dem zuständigen Bauamt – den historischen Friedhof in Besigheim instand gesetzt: Sie reinigten alte Grabsteine, schnitten Efeu, suchten nach verlorenen Lettern usw. Auf diese Weise bekamen sie einen Eindruck vom Wert eines alten Friedhofs, wie interessant die Lebensgeschichten der hier beerdigten Menschen sein können, welche Bedeutung die hier aufgestellten Grabsteine haben – und dass es Freude machen kann, etwas wieder instand zu setzen, zu pflegen. Das nächste Projekt haben die „Jungen Geschichtler“ schon im Blick.

Beim dritten Preisträger handelt es sich um ein ebenfalls sehr systematisch und vor allem auch nachhaltig angelegtes Ehrenamtsprojekt. Die alte

Verleihung des FörderPreises der Region Stuttgart 2012.



Dorfkirche St. Peter in Kleinglattbach, Kreis Ludwigsburg, stammt aus dem 15. Jahrhundert. 1959 war sie durch einen größeren Neubau abgelöst, aber nicht abgebrochen worden. Nachdem massive Schäden festgestellt worden waren, gründete sich 2005 der „Förderverein zur Erhaltung der Peterskirche in Kleinglattbach e.V.“. Inzwischen zählt er 80 Mitglieder. Parallel dazu hat sich eine Gruppe von circa 20 ehrenamtlichen Helfern zusammengesetzt, Männer im Ruhestand, die sich selbstironisch UHU's (= „Unter Hundert“) nennen. Mit hohem körperlichem und fachlichem Einsatz wurde in mehr als 5000 Stunden ein wichtiger Beitrag zum Projekt geleistet. Das Vorgehen war eng mit der Denkmalpflege abgesprochen. Wichtig ist: Es ist ein Konzept vorhanden, wie die Räume dauerhaft belebt werden sollen. Jeden Samstag im Sommer ist die Kirche für jedermann offen. In dieser Zeit wird hier einmal im Monat ein Gemeindegottesdienst abgehalten. Auch eine Ausstellung hat bereits stattgefunden.

Neuerscheinung

Dagmar Zimdars: Freiburg. Ein Denkmalführer für ... Entdecker

Hg. v. Ulrich Nocke, Freiburg 2012
128 Seiten, zahlr. farbige Abb.,
ISBN 978-3-9815096-0-1, 14,80 Euro
Bezug über designconcepts

Natürlich kennst Du Freiburg. Aber wie genau kennst Du diese schöne Stadt wirklich? Wo stehen hier die höchsten Türme und was kann man von da aus sehen? Welche Tore muss man durchschreiten, um in die Altstadt zu kommen und wer begrüßt einen dort? Wie viele Brunnen gibt es hier und an welchen ungewöhnlichen Orten? Werden hier die Wasservorräte wirklich von einer Burg mit Zinnen und Türmen bewacht, die Tür des Münsters gar von einem verborgenen Einhorn beschützt? Antworten auf diese und viele andere Fragen gibt die Denkmalflegerin Dagmar Zimdars in diesem kurzweiligen Führer für Kinder. Die Autorin lädt ein, durch die Stadt zu streifen und Freiburg noch einmal genau unter die Lupe zu nehmen. Die wichtigsten Persönlichkeiten aus Freiburgs Geschichte begleiten den Leser und helfen, manches Geheimnis zu lüften. Ein Lageplan mit der Verteilung der vorgestellten Bauten innerhalb des Stadtbildes und zahlreiche farbige Abbildungen ergänzen das Buch. Damit liegt jetzt für Freiburg ein denkmalbezogenes Kinderbuch vor wie zuvor schon für Stuttgart, Esslingen und Pforzheim. Man darf hoffen, dass weitere attraktive, leicht verständliche Bücher zu anderen Städten folgen

Personalien

Dr. Dorothee Brenner

Regierungspräsidium Stuttgart
Referat 86 – Denkmalpflege
Inventarisierung Archäologie des Mittelalters
und der Neuzeit
Berliner Straße 12
73728 Esslingen
Tel. 07 11/904-45 242
dorothee.brenner@rps.bwl.de

Seit Dezember 2010 bis Ende 2014 ist Dorothee Brenner als Inventarisatorin archäologischer Kulturdenkmale des Mittelalters und der Neuzeit im Landesamt für Denkmalpflege – Referat Regionale Denkmalpflege des Regierungsbezirks Stuttgart – tätig.

Geboren 1974 in Völklingen, studierte Dorothee Brenner an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen Ur- und Frühgeschichte mit Schwerpunkt Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit. Ab 2002 war sie neben ihrer Dissertation mit verschiedenen Tätigkeiten beim Regierungspräsidium Tübingen, Referat Denkmalpflege, tätig, wo sie ab Juni 2009 eine halbe Stelle als Mitarbeiterin in der Inventarisierung innehatte. Im selben Jahr wurde sie mit der Dissertation „Der Grüne Hof in Ulm. Untersuchungen zur Stadtgenese und -entwicklung“ an der Universität Tübingen promoviert.

Das Tätigkeitsfeld von Dorothee Brenner umfasst die Erstaufnahme sowie die Fortschreibung der betreffenden Kulturdenkmale, die in die Allgemeine Denkmaldatenbank (ADABweb) des Landes Baden-Württemberg eingearbeitet und den Unteren Denkmalschutzbehörden zur Verfügung gestellt werden.

Zeynep Sagol

Regierungspräsidium Stuttgart
Referat 86 – Denkmalpflege
Inventarisierung Archäologie des Mittelalters
und der Neuzeit
Berliner Straße 12
73728 Esslingen
Tel. 07 11/904-45 169
zeynep.sagol@rps.bwl.de

Seit Juli 2008 ist Zeynep Sagol für die Inventarisierung Archäologie, Mittelalter und Neuzeit, im Landesamt für Denkmalpflege – Referat Regionale Denkmalpflege des Regierungsbezirks Stuttgart – tätig. 1979 in Würzburg geboren, studierte sie Kunstgeschichte und Geschichte mit Abschluss





Magister an der Universität Stuttgart. Bereits 2001 nahm sie während ihres Studiums erste Tätigkeiten für die Archäologische Denkmalpflege in den Bereichen der Planungsberatung sowie nachfolgend auch der Inventarisierung wahr. In den Aufgabenbereich von Zeynep Sagol gehört die Erfassung archäologischer Kulturdenkmale des Mittelalters und der Neuzeit, die Fortschreibung und Bestandspflege der Kulturdenkmale und die Arbeit mit der Allgemeinen Denkmaldatenbank (ADABweb) des Landes Baden-Württemberg. Ihre Stelle ist befristet bis Ende 2014.

Barbara Wunsch, Mag. Art. & M.A.

Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 26 – Denkmalpflege
Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Tel. 07 21/926-4847
barbara.wunsch@rpk.bwl.de

Bis 30. November 2014 ist Barbara Wunsch im Referat Denkmalpflege des Regierungspräsidiums Karlsruhe als Altersteilzeitvertretung zuständig für die Inventarisierung der archäologischen Kulturdenkmale des Mittelalters.

1974 in Bonn geboren, hat Frau Wunsch ihr Erststudium, bis auf zwei Auslandssemester in Parma, in Bonn und Köln absolviert, wo sie Kunstgeschichte, Vor- und Frühgeschichte, Klassische Archäolo-

gie und Städtebau studierte. Sie finanzierte ihr Studium durch die Redaktion wissenschaftlicher Publikationen und vor allem durch die Teilnahme an archäologischen Ausgrabungen selbst. Für ihre Abschlussarbeit fand sich nach eingehender Suche ein Thema, bei dem sie ihre unterschiedlichen Fachrichtungen und Interessen miteinander verknüpfen konnte: Barbara Wunsch entdeckte für sich die Denkmalpflege – speziell die Industriedenkmalpflege. Dieser gilt seitdem ihre besondere Liebe und durch sie kam Frau Wunsch auch zum Schmieden als ihrem Hobby. Aufgrund der intensiven Beschäftigung mit der Denkmalpflege im Rahmen ihrer Magisterarbeit entstand der Wunsch, sich in diesem Fachgebiet weiter auszubilden. 2008 zog sie daher zum Zweitstudium nach Bamberg, wo sie den Masterstudiengang Denkmalpflege 2011 im Bereich der praktischen Denkmalpflege mit der Entwicklung eines Erhaltungskonzepts für den städtischen Friedhof Fürth abschloss. Mit der Inventarisierung der Grabdenkmale auf eben jenem Friedhof, weiteren redaktionellen Tätigkeiten und der Leitung des Projekts „Energie und Denkmal“ im Zentrum Welterbe in Bamberg vertiefte sie diese Arbeitsrichtung. Eine neue Herausforderung fand sie am Regierungspräsidium Karlsruhe. Hier inventarisiert sie seit Dezember 2012 archäologische Denkmale und bedient als Zuständige für die Mittelalterarchäologie eine chronologische und oft auch stratigrafische Schnittstelle am spannenden Übergang vom Boden- zum Baudenkmal.



Abbildungsnachweis

U1, U2ol Staatsgalerie Stuttgart; or/ur Sacher, Fokus GmbH Leipzig; ul Prof. Schaible, Staatliche Akademie der Bildenden Künste Stuttgart; S62o Museen Aschaffenburg, Hesse; S62u Ursula Fuhrer, Stuttgart; S63o LAD, Andreas Menrad; S63u Krah&Grote Messtechnik, Otterfing; S64l Augustinermuseum – Städtische Museen Freiburg, M. Jensch; S64r wikimedia commons; S65 Museum Unterlinden, Colmar; S66o Peter Urbin; S66u Staatsgalerie Stuttgart; S67 Fokus GmbH Leipzig; S68 LAD, Monique Staack; S69o, S70u, S71, S72ur, S73u, S74o Ursula Fuhrer / Annette Kollmann; S69u, S72ul Sacher / Fokus GmbH Leipzig; S70ol Annette Kollmann; S70om, S70or Schaible / Vogel / Staatl. Akademie der Bildenden Künste Stuttgart; S72o LAD, Andreas Menrad; S73o Digitale Bildbearbeitung: Ursula Fuhrer / Annette Kollmann; S74u Ursula Fuhrer; S75, S77ur, S78–79or, S79ur, S81 LAD, Ulrike Plate; S76o/S77o Gönnigen, Freudental, Widdern: Martin Schall, Stuttgart; Moosburg: LAD, Ulrike Plate; S76u Bischöfliches Ordinariat, Bauamt; S77ul, S79ul, S80u Martin Schall, Stuttgart; S80o Gottlieb Merkle, S. 91; S82o Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, P. Frankenstein, H. Zwietasch; S82u, S87r LAD, Otto Braasch; S83o RPT, Ref. 26, G. Stegmaier; S83u, S86 RPT, Ref. 26, Ch. Schwarzer; S84ol, S84ul RPT, Ref. 26; S84or Inst. f. Ur- u. Frühgeschichte u. Arch. d. Mittelalters, Universität Tübingen, H. Jensen; S85 LAD, Grundlage: LGL (www.lgl-bw.de), Ergänzung A. Willmy; S87l Th. Blank, Alb-Magazin; S88o, S90, S91u LAD, Felix Pilz; S88u, S89 LAD; S91o, S92 Martina Fischer; S93o Rose Hajdu; S93u LAD, Ulrike Schubart; S94 Franz Schmid; S95–96, S98–101 LAD, Bernd Hausner; S97o Historische Aufnahme; S97u RPK, Referat 26; S102o, S104ol, S104u Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, P. Frankenstein, H. Zwietasch; S102u LAD, Felix Pilz; S103o Quell-Verlag Stuttgart; S103u Universität Stuttgart-Hohenheim; S104or, S107u LAD; S105l H. Knaus/E. Gropengießer, in: Mannheim – Odenwald – Lorsch – Ladenburg. Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern in Deutschland Bd. 3, Mainz 1965, S. 53; S105r

H. Knaus/E. Gropengießer, in: Mannheim – Odenwald – Lorsch – Ladenburg. Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern in Deutschland Bd. 3, Mainz 1965, S. 55; S106o Universitätsbibliothek Heidelberg, Battsche Sammlung VII 73; S106u Generallandesarchiv Karlsruhe, Signatur 229 Nr. 4143 (27); S107o © Augustinermuseum – Städtische Museen Freiburg, Signatur G53/14; S108o Hardy Happle, Zürich; S108ul LAD, Felix Pilz; S108ur, S109ol, S109ur RPT, Ref. 26, Erik Roth; S109or LAD, Otto Braasch; S109mr LAD, A. Bonenberger; S110o Augustinermuseum – Städtische Museen Freiburg, Foto: Hans-Peter Vieser und RPT, Ref. 26, Erik Roth; S110u RPT, Ref. 26, A. Steudle; S111 Regionalverband Ostwürttemberg; S112/113 Regionalverband Ostwürttemberg / LAD; S115o, S117u, S119u, S120ol LAD, Bernd Hausner; S115u RPT, Folkhard Cremer; S116o Stadtarchiv Villingen Schwenningen (SAVS), Best. S alt 804 I; S116u SAVS, Best. 3.1-3 Nr. 1012; S117o SAVS, Best. 5.22_S alt 683; S118o SAVS, Best. 3.13, Nr. 501; S118mr, S118ur SAVS, Best. 5.22 S alt 804 II; S119o Stabsstelle Archiv und Dokumentenmanagement, Auszug aus Akte 202613; S120or SAVS, Buch Nr. 28e; S121, S122u LAD, Bernd Hausner; S122o aus: Deutsche Bauzeitschrift, 4/1970; S123 LAD, Bernd Hausner; S124 waechter + waechter architekten, Darmstadt; S125o Likias Verlag; S125u, S126o LAD, Marion Friemelt; S126u, S127ur, S128o, S131u–132 LAD; S127o Architekturbüro Kraft und Kraft aus Schwäbisch-Hall; S127ul LAD, Ulrike Plate; S128u Gesellschaft für Archäologie in Württemberg und Hohenzollern e.V.; S129o Ingrid Häussermann, Staatsarchiv Ludwigsburg; S129u LAD, Iris Geiger-Messner; S130 Richard Elmer, Forum Region Stuttgart; S131o designconcepts GmbH, Furtwangen.

RP = Regierungspräsidium (S = Stuttgart, K = Karlsruhe, T = Tübingen, F = Freiburg); LAD = Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen, im RPS; ALM = Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz



- ① *Stuppach: Stuppacher Madonna, S. 62ff.*
- ② *Ellwangen, Haiterbach, Niederstetten, Pfalzgrafenweiler, Reutlingen-Gönningen, Sindelfingen: Kirchen aus Fertigteilen, S. 75ff.*
- ③ *Erkenbrechtsweiler: Heidengraben, S. 82ff.*
- ④ *Lauterstein-Weißenstein: Maria-Joseph-Doppelfigur, S. 88ff.*
- ⑤ *Heidelberg: Altes Hallenbad, S. 95ff.; Theater, S. 123ff.*
- ⑥ *Köngen, Badenweiler, Schwetzingen: didaktische Präsentation archäologischer Ausgrabungen, S. 102ff.*
- ⑦ *Swenningen: Rathaus, S. 115ff.*
- ⑧ *Karlsruhe: Badenwerk, S. 121f.*

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann schicken Sie uns einfach diese Karte ausgefüllt nach Esslingen. Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Adressänderungen können Sie uns ebenfalls mit dieser Karte oder auch direkt an Frau Glass-Werner durchgeben:
Telefon 0711-90445-203

Änderungen sind zudem auf unserer Homepage möglich:
www.denkmalpflege-bw.de

Absender

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum

Unterschrift

Bitte freimachen.
Danke.

An das
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Öffentlichkeitsarbeit
Postfach 200152

73712 Esslingen am Neckar

Die Landesdenkmalpflege

Ministerium für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg Oberste Denkmalschutzbehörde

Neues Schloss
Schlossplatz 4
70173 Stuttgart
Telefon 0711 / 1 23 - 22 21
Telefax 0711 / 1 23 - 24 74
E-Mail: Poststelle@mfw.bwl.de

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart

Referate 81–86
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152
73712 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 9 04 45 - 109
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444
E-Mail:
nachrichtenblatt-lad@rps.bwl.de

Arbeitsstelle Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 9 37 77-0
Telefax 0 77 35 / 9 37 77- 110

Arbeitsstelle Konstanz
Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

Regierungspräsidium Freiburg

Referat 26 Denkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg im Breisgau
Postanschrift:
79083 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 2 08 - 35 00
Telefax 07 61 / 2 08 - 35 44

Regierungspräsidium Karlsruhe Referat 26 Denkmalpflege

Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Postanschrift:
76247 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 33 - 40 225

Regierungspräsidium Tübingen Referat 26 Denkmalpflege

Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Postanschrift:
Postfach 2666, 72016 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 757 - 0
Telefax 0 70 71 / 757 - 24 31

Besuchen Sie auch unsere Homepage: www.denkmalpflege-bw.de
mit sämtlichen Ausgaben dieser Zeitschrift seit 1972

- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege vier Mal im Jahr kostenlos an die umseitige Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die umseitig stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse war die unten angegebene.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege vier Mal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

Name / Vorname	
Straße	
PLZ / Ort	
Datum	Unterschrift

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ berichtet und informiert seit mehr als 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand, aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.